

P. o. germ.

1977

211

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein
ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — fr.
Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — fr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 fr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld

für jeden Band täglich . . . — fl. 2 fr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, er-
lauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf
aufmerksam zu machen, daß für die französischen
und englischen Bücher ein besonderes Abon-
nement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — fr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — fr.
Für einen Monat . . . 1 fl. — fr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 fr.

Beide Abonnemente sind streng geschie-
den und können sowohl im deutschen wie im
französischen Abonnement nur die dahin
gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine
Art verdorben oder beschädigt zurück-
bringt, ist verbunden den Werth desselben
sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nach-
mittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber,
so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz No. 8.)

P. o. germ

22211.

1977 - (1)

Lebenswege

W i e r
Lebenswege.

Bilder

aus dem

S i z z e n b u c h e

eines Dilettanten.

Erster Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig, 1855.

Verlag von Chr. E. Kollmann.



Bm



Einleitung.
Vier Lebenswege.

(Geschrieben 1846.)

Erster Band.

४५०६ १२५७

Einleitung.

„Scrivo così, come la penna getta,

„Per fuggir l'ozio, non per cercar gloria!“

An einem freundlichen Sommernachmittage führte ein einsamer Spaziergang mich in den Garten meines Freundes, des Professors Willau. Das kleine Landgut, wozu er gehörte, war eine Schöpfung desselben.

Mein Freund, des Stadtlebens müde, ein wissenschaftlich gebildeter Naturfreund, glaubte in einem Hügel, welcher den Uebergang einer wellenförmigen Bergkette zur Ebene bildete, Kohlenadern zu entdecken, sein sanguinisches Temperament spiegelte ihm die Hoffnung reichen Gewinnes und bleibenden Nutzens für die ganze Gegend bei der Ausbeutung des Kohlenwerkes vor. Er kaufte denselben an und verwandte sein mäßiges Vermögen zu der Gründung eines kleinen Landgutes mit einem Kohlenschachte. Bald ent-

stand ein freundliches Bohnhaus und ein sorgfältig gehaltener Garten unter seiner schöpferischen Hand; Willau zog mit seiner Familie nach Rosenau (der Name, welchen er seinem neuen Wohnorte beigelegt hatte).

Von seinen Kindern hatte bereits der Älteste das väterliche Haus verlassen. Die beiden jüngsten, ein kräftiger, lebhafter Knabe und ein sinniges, blühendes Mädchen, spielten laut jubelnd im Garten mit der kleinen Asta, der jüngsten Tochter des Freiherrn von Hertenstein, dessen nahegelegenes altergraues Schloß über dem hohen Buchenwalde sichtbar ward. Auch Juliane Willau's kleine Milchschwester, ein Bauernkind mit dem spitzen Häubchen, welches die blonden Locken des niedlichen Dörtychen's verbarg, nahm Theil an den lustigen Sonntagsspielen.

Ich saß auf einer Bank, sah der Kinder Lust zu und ließ die Tage im Geiste an mir vorüber ziehen, wo auch ich noch die sorglose Heiterkeit solcher, nie wiederkehrender, ungetrübter Freuden genossen hatte.

Welche Tage der Lust, des Schmerzes — welche Umwälzungen der äußeren und inneren Welt hatte ich seitdem erfahren; wie ernst und schwer lag jetzt der größte Theil meiner zurückgelegten Laufbahn hinter mir!

Was mag nur jenen Kindern bevorstehen? dachte ich bei mir — jenen frohen Kindern, die dort so ab-

nungslos den Augenblick genießen, unbekümmert um die ihrer harrenden bangen Tage der irdischen Leiden und Kämpfe — Erbtheil unseres Geschlechtes! — unbekümmert um den Zweck ihres Daseins und ihre höhere Zukunft!

Lange noch sah ich ihren Spielen zu; wie sorgsam aufmerksam war Berthold Willau für das kleine zarte Fräulein; wie begünstigte er sie bei den kleinen Chancen ihrer Spiele; wie gerne haschte er sie beim Wettlaufen — wie jubelte sie, wenn sie, leichtfüßig über den Rasen dahin fliegend, ihm entkam.

So früh schon, dachte ich — entwickeln sich die Keime der Leidenschaften, der Lebensschicksale in dem ahnungslosen Busen eines Kindes.

Noch eine Bemerkung drängte sich mir auf: Dörtyen, das Bauernkind, wurde vernachlässigt; sie mußte alle Plätze nehmen, Alles herbeiholen, was ihren Spielgefährten nicht zu thun beliebte. Das Kind der niederen Hütte unterzog sich allem Auferlegten so demüthig, als hätte schon jetzt der Unterschied des Standes, der Kleidung sie ihren Gefährten untergeordnet. So früh schon wurde in dem Verkehre dieser Kinder der Unterschied der Stände fühlbar.

Wie sie da waren, Repräsentanten der drei Stände, deren Schattirungen selbst bei der Freiheit der Kinderspiele sich scharf abzeichneten, fühlte ich den Wunsch in mir aufsteigen, die Lebensschicksale dieser

vier Kinder wie eine Phantasmagorie vor mir vorüberziehen zu sehen. Ich beschloß, ihre Zukunft einst zu verfolgen, mit ihnen die auf- und niedersteigenden und fallenden Lebenswege, welche vor ihnen verhüllt dalagen, im Geiste zu durchwandern, und lade Dich ein, lieber Leser, ein Gleiches zu thun, indem ich Dir die Frucht meiner Nachforschungen zu Füßen lege.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Lieblieh in den blonden Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz.

Auf Hertenstein wurde ein fröhliches Fest gefeiert: es war der Vorabend von Alsta's Hochzeit. Das sechszehnjährige Mädchen war kaum in der großen Welt eines besuchten Badeortes erschienen, als sie eine heftige Leidenschaft in dem reichen, blasirten, dreißigjährigen Grafen Mordeck entzündete. Das einfache Kind vom Lande, die Lebensfrische und das naive Entzücken, womit sie alle Eindrücke aufnahm, war dem Grafen neu, zog ihn an; bald fesselte die heitere Alsta mit den glänzenden dunklen Augen, der schlanken, in jugendlicher Fülle prangenden Gestalt den stolzen, vornehmen Mann der großen Welt.

„Es ist noch Alles aus ihr zu machen,“ dachte er bei sich, „sie ist jung, lenksam, ich werde sie nach

meinem Sinne erziehen; zudem wird sie in jedem Zirkel durch ihre Schönheit auffallen und mir Ehre machen.“ Diese Rücksichten bestimmten den Grafen, endlich seine Freiheit dem schönen Kinde zu opfern. Er konnte liebenswürdig, verführerisch sein, wenn er es der Mühe werth hielt, die fashionable Nachlässigkeit des guten Tones abzulegen; wenige Frauen widerstanden ihm, wenn er sie gewinnen wollte. Seine in dieser Hinsicht reichlich eingesammelte Erfahrung machte es ihm leicht, Asta's Interesse zu erregen; wenige Wochen vollendeten die Eroberung; ihr junges Köpfchen, ganz angefüllt mit Romanen, in der Einsamkeit gelesen und empfunden, stattete den eleganten Anbeter mit jeder nothwendigen Eigenschaft des Romanhelden aus, und bald war sie die glückliche Braut des Grafen.

Im Mai wurde die Hochzeit gefeiert. Der Polterabend, verherrlicht durch die Illumination des Gartens und Parks von Hertenstein, sollte mit einem Balle endigen. Auch Juliane Willau war geladen und zu einer der Brautjungfern erkoren, als geliebteste Jugendfreundin der Braut; auch ihr ehemaliger Spielgefährte Berthold, welcher eben von Hamburg, wo er sich zum Kaufmanne bildete, zum Besuche in Rosenau war, wohnte dem Feste bei.

Bruder und Schwester hielten zusammen, denn

sie waren der Gesellschaft fremd. Asta hatte Beide ihrem Verlobten bekannt gemacht.

Der Graf musterte Lianen's reizendes blondes Köpfchen und frische Farben mit der Kennermiene des Roué's, Berthold würdigte er keines Wortes, sondern begnügte sich, ihm eine fast unmerkliche Beugung des Kopfes mit vornehm herablassender Miene zu spenden, während die schöne Schwester ein fade Compliment von dem Weltmanne erhielt, welches sie erröthen machte.

Kleine Umstände pflegen dem noch weichen Character in der frühen Jugend leicht eine bleibende Richtung zu geben; einzelne flüchtige Augenblicke wirken dann nicht selten entscheidend auf das Leben ein.

Schmerzliche, bittere Gefühle bewegten Berthold, als er in dem von bunten Lampen feenhaft erleuchteten Laubengange einsam auf- und niederging; in einiger Entfernung sah er Asta, im weißen Brautkleide mit den langen schwarzen Locken (die er in kindischer Spielerei als Knabe so oft um seine Finger geringelt hatte), auf den Arm ihres Verlobten gelehnt, der die süßesten Worte ihr zuflüsterte, in dem schattigen, dustenden Gliederbosquet verschwinden — sie, die er einst auf seinen Armen getragen, mit kindischer Liebe umfaßt hatte — und in den ersten Träumen seiner erwachenden Phantasie mit allen glänzenden Visionen seiner Zukunft verband; warum war sie jetzt eine Fremde für

ihn — warum konnte nicht er, ebensowohl wie jener bleiche blonde Mann, auf ihren Besitz Ansprüche erheben? Warum? weil Rang, Reichthum ihm fehlten; warum erschien er sich fremd, unheimlich, zurückgesetzt in jener Gesellschaft, warum hatte ihn der Graf soeben mit stolzer Geringschätzung gekränkt? — weil Reichthum und Ansehen ihm fehlten!

„Ha, es soll mir nicht immer fehlen,“ dachte er in der erbitterten Stimmung seiner Seele; — „wenn alles Kostbare, Schöne, ja wenn selbst Achtung nur um diesen Preis erlangt wird, so soll es mir werden, so will ich das ganze Streben meines Lebens dem Ziele widmen, ein reicher, angesehener Mann zu werden — es erreichen oder untergehen! . . .“

Fernher erschallte die Tanzmusik. Berthold trat in den Gartensaal; er tanzte nicht, sein Herz war nicht heiter, er war nicht aufgelegt dazu; er litt unter der Täuschung seiner hochfahrenden jugendlichen Träume und dem beleidigten Stolz.

Graf Nordeck tanzte mit seiner Braut, dann überließ er diese Ehre einem seiner Anverwandten und nahte der erröthenden schönen Liane, die bald in seinen Armen, herzklopfend vor Blödigkeit, auf dem Parquet dahin glitt.

Berthold hätte viel darum gegeben, Asta um einen Tanz bitten zu dürfen, aber sein beleidigtes Selbstgefühl duldete dies nicht; zufällig stand sie beim

Tanze in seiner Nähe still, und ihr entging der düstere, unzufriedene Ausdruck Berthold's inmitten der allgemeinen Heiterkeit nicht. Ihrem weiblichen Scharfblicke war des Grafen Benehmen gegen ihren Spielgefährten nicht entgangen; mit dem Bartsinne und der versöhnenden Art ihres Geschlechtes näherte sie sich ihm und frug:

„Warum tanzen Sie nicht, Bert . . . Herr Willau?“

„Ich kenne Niemanden in dem Kreise der tanzenden Damen, mein gnädiges Fräulein!“ — entgegnete er.

„Wollen Sie eine Extratour mit mir tanzen?“ frug sie mit bezaubernder Freundlichkeit.

Berthold vergaß für einen Augenblick die Jahre, welche verflossen, seit sie zusammen gespielt, die Verhältnisse, welche jetzt Mauern zwischen ihnen aufgethürmt hatten; er hielt die liebliche Gespielin in seinen Armen und war wieder der heitere, lebensfrohe Knabe. — Da kam der Graf und sprach mißbilligend zu seiner Braut:

„Alta, Du tanzest zu viel, Du erhitze Dich und wirst morgen krank sein.“ Er zog ihren Arm in den seinigen und entführte sie in ein Nebenzimmer.

.

Am folgenden Morgen fand die Trauung statt. Asta war tief bewegt, reizend schmückte sie der Myrthenfranz und der lange weiße Schleier.

Gleich nach dem glänzenden Frühstücke fuhr der vierspännige elegante Reisewagen des Grafen vor. Asta war in Thränen; der Abschied von ihren Eltern berührte sie schmerzlich; der bange Augenblick, wo das Mädchen, aus den schützenden Armen der Eltern entlassen, einem fast fremden, wenn auch geliebten Manne sich für immer anvertraut, war für sie gekommen, und so schön die neue Aera mit ihren glänzenden Aussichten einer Honigwochenreise nach der Schweiz, einem Winter in der Residenz, die noch nie genossenen Weltfreuden wie ein buntes Kaleidoscop sich vor ihren Augen entfaltete — so trennte sie sich doch mit schwerem Herzen von den Eltern und der stillen Heimath; sie konnte sich nicht losreißen — noch eine letzte Umarmung — noch ein Lebewohl, und der ungeduldige Bräutigam hob die weinende Braut in das mit blauer Seide ausgeschlagene Coupé. Die schlanke Gestalt im Reisefleide von perlgrauer Seide sank in die elastischen Kissen nieder und verhüllte ihr thränenfeuchtes Gesicht. Der Graf sprang in den Wagen, die Diener schlugen die Thüre zu, und wie im Fluge trugen die vier prächtigen Schimmel das Behikel voll bräutlicher Glückseligkeit aus dem Angesichte der nachblickenden Angehörigen und Gäste.

Bald war auch die letzte Staubwolke in der Allee nicht mehr zu unterscheiden, und die Zurückgebliebenen befanden sich in dem eigenthümlichen Momente einer ähnlichen Hochzeitfeier, wo die Ursache des Festes den Augen plötzlich entrückt ist und man sich erstaunt ansieht, ohne recht eigentlich zu wissen, wozu man noch versammelt bleiben soll. Auch pflegt sich die Gesellschaft dann bald zu zerstreuen, um den noch übrigen Rest des ungewöhnlichen Tages so gut als möglich hinzubringen.

Liane bat ihren Bruder, sie im Garten zu erwarten, und eilte auf der Freundin verlassenes Zimmer, um ihren dort abgelegten Hut und Shawl zu holen.

Ein wehmüthiges Gefühl bemeisterte sich ihrer, als sie das kleine Zimmer betrat; in Alsta's Cabinet war Alles gewöhnlich und klein; ihr Schreibtisch mit Oblaten, bunten Briefcouverten und mit Blumen verziertem Briefpapiere überstreut; darüber hing in schmalen Goldleisten-Rahmen Abälard und Heloise — hie und da lag ein Buch, der Beruf des Weibes, ein zuletzt gelesener, noch aufgeschlagener englischer Roman. Das Ganze zeugte von genialer Unordnung und der Eile der Abreise. Alles sollte unverändert bleiben in diesem Heiligthume des jungen Mädchens, um sie einst bei einem Besuche im älterlichen Hause in die frohe Kinderzeit zurück zu versetzen. Da war

das runde Fenster von Schlingpflanzen umrankt mit den zwei Sesseln in der Vertiefung der Mauer, wo Diane so oft mit der Freundin Lustschlösser gebaut und in die Zukunft mit jugendlich verlangendem Blicke gespäht hatte; dort hatten sie für Schiller's Glocke geschwärmt und den Taucher declamirt, dort im Canapee sich zuletzt ewige Freundschaft gelobt. Jetzt war Alles öde und verlassen; Diane empfand schmerzlich, daß diese schönen, schnell verflossenen Zeiten dahin waren, um nicht wiederzukehren. Beide hatten die sorglose Kindheit verlassen, und ihre Bestimmung trieb sie in das bunte Gewühl des bewegten Lebens, der Welt hinaus — aber auf wie verschiedenen Wegen! —

Als beide Geschwister langsam den Schauplatz des Festes verlassen hatten und, stumm neben einander hergehend, nach Hause zurückkehrten, ihren respectiven Gedanken ungestört sich überlassend — konnte Diane nicht umhin, ihr Loos mit dem der Freundin zu vergleichen. Auf ihr fantastisches Gemüth voll Poesie hatte Asta's Glück, von der glänzendsten Außenseite noch hervorgehoben, einen tiefen Eindruck gemacht; wie ganz anders ihr Eintritt in die Welt.

Seit mehreren Jahren war Professor Willau gestorben; die Täuschung seiner Lieblingshoffnung, reiche Kohlengruben in seiner Besizung zu entdecken und neben eignem Gewinn der ganzen Gegend durch die

Lieferung reichlichen und wohlfeilen Brennmaterials von Nutzen zu sein, hatte ihn tief gebeugt. Vergeblich legte er den größten Theil seines Vermögens in den Zechen an, nur wenige und mittelmäßige Kohlen förderten seine Arbeiter mühsam zu Tage. Ein Grundstück nach dem andern wurde verkauft oder verpfandt, um die ungeheuren Kosten immer neuer, gleich fruchtloser Versuche zu bestreiten. Immer größer wurde die Schuldenlast, welche auf Rosenau lastete; der Wohlstand war verschwunden; die Noth mit ihrem bitteren Gefolge von Entbehrungen, Sorgen, Demüthigungen stürmten auf die Familie ein, als Willau an einem schleichenden Fieber verschied und seine Wittve in den traurigsten Verhältnissen mit vier unversorgten Kindern zurückließ.

Liane war kaum den Kinderspielen entwachsen, als sie schon den Ernst des Lebens, den Mangel und die Armuth kennen lernte. Ihr wunderbar reichbegabtes Gemüth, welches in der ländlichen Einsamkeit sich selbst überlassen war, entschädigte sie indessen für die vielen wirklichen Entbehrungen durch ein Zauberreich der Fantasie, in dessen Träumen sie lebte; manches sinnige Gedicht entstand in ihren einsamen Stunden. Sie stand geistig ganz allein in ihrer Familie; ihr ältester Bruder hatte die Universität bezogen, Berthold war in Hamburg, und Catharine, ihre ältere Schwester, war eine jener Naturen, welche an
 Vier Lebenswege. 2

äußern Gaben arm, aber die Herzen ihrer Umgebung in stillem, anspruchlosem Wirken gewann.

Immer mehr drängten die Wellen der Noth und Sorge auf die unglückliche Professorin Willau ein, die auf den Plänen ihres verstorbenen Mannes mit eben der rastlos sanguinischen Thätigkeit fortbaute und nicht aufhörte, nach der sicher vorhandenen, nur tief verborgenen Kohlenader zu suchen. Rosenau und das Bergwerk liebte sie mit der Leidenschaft, womit wir unsere Schöpfungen, die Kinder unserer Sorge und Schmerzen, allen übrigen vorziehen; immer tiefer drang die verblendete Frau in den Abgrund der Noth ein, der ihren Mann in das Verderben gerissen hatte.

Liane hatte bereits den Entschluß gefaßt, ihrer Mutter nicht länger thatenlos und müßig zur Last zu fallen. Durch ihre Kenntnisse und Talente hoffte sie sich selbst in der Welt forthelfen zu können, und hatte eine Stelle als Erzieherin bei der Oberlandes=Gerichts=Räthin Glittersdorf angenommen. In wenigen Wochen sollte auch sie die Heimath verlassen und die Welt einer kleinen Provinzialstadt kennen lernen.

In diese Gedanken versunken, erreichte sie den Garten Rosenau's, dessen mit Messeln überwachsene Blumenbeete, von Gras versteckte Wege die Vernachlässigung bezeugten, welcher die Mittellosigkeit diese sonst so blühenden, sorgfältig gepflegten Anlagen überliefert hatten.

Im Hause war der Contrast der so eben in Her-
tenstein verlassenen Pracht noch schlagender; zerbrochene
Fensterscheiben mit Papier verklebt oder mit Bretern
zugestellt, herabgefallener Kalk von Decke und Wän-
den, zerrissene Ueberzüge der mottenzerfressenen Mö-
bel — dazwischen Erinnerungen besserer Tage —
schöne Oelgemälde in goldnen Rahmen, das Einzige,
welches von dem frühern Wohlstande geblieben, mach-
ten den Eindruck um so peinlicher.

Auch Berthold war stumm, verstimmt; aber
seine Gefühle hatten nicht den poetisch melancholi-
schen Anstrich, Nichts von dem weiblich passiven Cha-
racter seiner Schwester. Dieselben Gedanken, derselbe
Grund zum Mißmuthen bewegten ihn; aber wie ver-
schieden die Auffassung. — Seine kräftige Natur em-
pörte sich gegen das auferlegte Leiden; er empfand
mit Bitterkeit die Armuth und Noth seiner Familie,
und der Entschluß, mit der ganzen Energie und Ju-
gendkraft seines elastischen Characters eine Aenderung
ihrer Verhältnisse zu erwirken, wurde reif in seiner
Seele. „Wo mag Asta jetzt sein!“ sagte Diane, als
sie sinnend die Sonne hinter den dunkeln Tannen des
Gartens niedergehen sah und ihre Gluthen immer
matter in der Dämmerung erstarben.

„In den Armen ihres hochmüthigen, Nichts sa-
genden blonden Gemahls!“ entgegnete Berthold bit-
ter und verließ das Zimmer. —

Zweites Kapitel.

Wenige Tage nach der oben erzählten Begebenheit eilte Berthold nach Hamburg; schon am Morgen nach seiner Ankunft bat er seinen Verwandten, in dessen Comptoir er bisher gearbeitet hatte, um eine Unterredung.

Dieser, ein Better Willau's, glaubte seinen Verpflichtungen gegen dessen verarmte Familie auf das Reichlichste nachgekommen zu sein, indem er die Erziehung Berthold's übernahm, und hatte für ihn die Zuneigung, welche wir so leicht Denen widmen, die uns Dank schuldig sind, um so mehr, da der junge Mann durch ein vortheilhaftes Aeußere und einnehmendes Wesen überall einen angenehmen Eindruck machen mußte.

„Ich komme, Sie an Ihr gütiges, mir einst gegebenenes Versprechen zu erinnern, lieber Onkel,“ be-

gann Berthold, „ich bin nunmehr in dem Alter, ernstlich an mein Fortkommen denken zu müssen, wozu mich die drückenden Verhältnisse, mit welchen meine Familie zu kämpfen hat, noch mehr antreiben. Ich darf hoffen, mir Kenntnisse genug angeeignet zu haben, um Ihnen keine Schande zu machen, wenn Sie mich einem mit Ihnen in Verbindung stehenden Hause in Havannah empfehlen wollten, wo ich jedenfalls mehr Aussicht habe, mein Glück zu machen, als in Europa.“

Herr Parker sah Berthold groß an: „Wie?“ frug er, „schon jetzt wollen Sie sich in der Welt versuchen — Sie sind ja kaum 20 Jahre alt; Ihre Gesundheit muß sich erst befestigen, ehe Sie sich in ein Klima wagen, welches nicht mit Unrecht das Grab der Europäer genannt wird. Warten Sie noch ein Paar Jahre, mein lieber Berthold!“

„Aus diesen Rücksichten keinen Monat länger,“ fiel Berthold lebhaft ein. „Wer nicht wagt, gewinnt nicht; je früher man anfängt, desto eher gelangt man zum Ziele; und geht man zu Grunde — nun, so ist es schnell abgemacht; zudem habe ich eine gute Natur, eine kräftige Gesundheit und werde die climatischen Einflüsse durch Mäßigkeit und Vorsicht schon zu überwinden suchen.“

„Nun gut, mein Freund, an mir soll es nicht fehlen,“ entgegnete Herr Parker, „ich habe es ein=

mal übernommen, Sie in der Welt vorwärts zu bringen, und werde nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Ich will Sie mit nächster Gelegenheit dem Chef eines mir befreundeten englischen Hauses als zuverlässiger, tüchtiger Arbeiter auf das Wärmste empfehlen."

Einige Monate später verließ der junge Willau Hamburg am Bord eines Kauffahrers, der schwanen- gleich die Segel im frischen Seewinde blähte

„And spurn'd the wawe with wings of pride.“

Die belebende Seeluft, die Schwärme silbergrauer Möven, welche das Schiff auf hoher See mit schrillum Tone begrüßten, die schwarzen Delphine, deren baroque Gestalten hie und da aus den Wellen auftauchten, die wiegende Bewegung des von den Wogen auf- und niedergehobenen Fahrzeuges erfüllten die Brust des jungen Abenteurers mit frohen, muthigen Hoffnungen. Der Gedanke an die kühnen Engländer, welche einst vor ihm auf ähnlichem Wege im fernen Lande ihr Glück zu machen suchten, deren kühne Thatenlust in Indien den Grund zu dem ungeheuren Reiche England's und dem Reichthume ihres Vaterlandes legten, bewegte ihn, als Deutschland's Küste seinen Blicken entrückt war und die unermessliche Wasserfläche des Oceans sich vor ihm ausdehnte, unbestimmt geheimnißvoll wie das Schicksal, dem er entgegen eilte.

Von dem trefflichsten Wetter begünstigt, ohne

Das poetische Intermezzo eines Sturmes, langte Berthold in Havannah an und begrüßte mit staunendem Entzücken die tropische Natur, die an diesen paradiesischen Küsten syrenengleich den Nordländer in ihr Netz verlockt, um ihn dem verderblichen Einflusse ihres Clima's preiszugeben. Bald fand sich der junge Kaufmann in dem Comptoir eines bedeutenden englischen Handlungshauses als Mitarbeiter aufgenommen und war unermüdllich in dem Bestreben, sich das Vertrauen seines Chefs und die nothwendigen Kenntnisse zu eignen Speculationen zu erwerben.

Indessen war Michaelis herangekommen, der Zeitpunkt, wo auch Liane Willau ihrer Bestimmung entgegen gehen sollte; noch hatte sie kaum das achtzehnte Jahr überschritten; schwer ward ihr die Trennung von Allem, was ihr bisher theuer gewesen; am Abende vor ihrer Abreise besuchte sie noch einmal die nahe gelegene Pfarrei, um Abschied von dem ehrwürdigen Prediger Friedthal und seiner Familie zu nehmen.

Das Pfarrhaus lag in einem freundlichen Garten dicht hinter dem Kirchhofe; ein kleiner Gang führte zwischen Obstbäumen und Stachelbeersträuchern entlang bis in den Blumengarten, der aus unzähligen kleinen Beeten, mit Buchsbaum zierlich eingefast, bestand; in der Mitte desselben prangte auf hölzerner Säule eine dunkle Glasugel, in welcher sich der Kirchturm

abspiegelte. Jetzt war der Garten seiner Zierden beraubt; die späte Jahreszeit hatte die farbigen Aurikel und die üppigen Centifolien, den Stolz des Pastors, längst gewelkt; einige späte wohlmeinende Dahlien und Asters, von zahllosen rothen und gelben abgefallenen Blättern überstreut, verkündeten den Herbst.

Der Pastor Friedthal ging eben im Schlafrocke mit der Pfeife im Garten auf und ab und memorirte seine Predigt, denn es war Sonnabend, als Lianen's liebliche Gestalt die Gartenpforte öffnete; er eilte sie zu begrüßen.

„Meine Frau wird sich sehr freuen, Sie zu sehen,“ sagte er, indem er die Thür öffnete und Liane in das Besuchszimmer führte, welches in keinem deutschen Pfarrhause so leicht fehlt. Es zeigte an seiner kahlen Wand auf brauner Tapete mit breiter bunter Borte Luther's Weihnachtsfest in schwarzem Rahmen über dem mit schwarzem Pferdehaar bezogenen Sopha; daneben hingen die beiden Lieblings-Apostel des Pastors; zwischen den beiden, von Blumentöpfen fast verborgenen Fenstern befand sich der Spiegel, den ein Büschel Pfauenfedern schmückte; darunter auf pappelgelber Commode prangten mehrere zierliche Arbeiten in Glasperlen und Seidenstramine, oder Pappkästchen mit Goldborten, und vervollständigten nebst sechs pferdehaaren Polsterstühlen die Comforts des Staatszimmers, dessen leere Unwohnlichkeit bezeugte, daß dieser Raum nur

den seltenen Besuchern des Landpredigers geöffnet ward. Bald erschien die Frau Pastorin, die sorgsame Hausfrau, die ihre häuslichen Arbeiten verlassen hatte, um Diane zu begrüßen.

„Ich hoffe nicht, liebe Diane, daß Sie kommen, um Abschied zu nehmen,“ frug sie.

„Allerdings,“ entgegnete Diane mit bewegter Stimme. „Ich werde schon morgen abreisen und komme, mich Ihrem freundlichen Andenken zu empfehlen.“

„Also wirklich so bald; das ist uns Allen herzlich leid; wie werden Sie uns fehlen!“ — Dann eilte die Hausfrau in die Küche, um den Kaffee zu besorgen.

Jetzt kam der Nefte des Predigers, der Candidat Süßmeier, der Dianen mit der ganzen Fülle seines ländlich sentimentalen Herzens ergeben war. Die Sentimentalität, obgleich in der Welt gänzlich in Mißcredit gerathen, findet noch einen Zufluchtsort in der idyllischen Heimath des Landpredigers; in der Bohnenlaube oder unter der Linde am sanft durch die Wiese dahin gleitenden Bache. An diesen oder ähnlichen Orten hatte der Candidat seine erwachende Zuneigung der schönen Nachbarin in den schmachtenden Tönen seiner Flöte ausgehaucht, ohne jemals seiner schüchternen Liebe Worte geben zu dürfen; denn noch lag das Ziel seiner Wünsche, eine Pfarre, in weiter

Gerne vor ihm, und seine Jugend untersagte ihm, schon jetzt an eine Heirath zu denken. —

Lianen war die zarte Neigung ihres ländlichen Verehrers nicht entgangen; zu deutlich sprachen seine Sträuße von Rosen und Vergißmeinnicht die Blumensprache der Liebe; zu hörbar seufzete er, wenn er im Mondscheine an ihrer Seite ging. Was empfand sie für ihn? Er war der Erste und für den Augenblick der Einzige, der ihren Reizen huldigte, und noch verdrängte kein ausgezeichneterer Nebenbuhler den eiförmig zärtlichen ländlichen Schäfer aus ihrer poetischen Einbildungskraft, und fast betrübt war sie, als sie die Entbehrung dieses gewohnten Weihrauchs zu den übrigen Entsagungen rechnete, welche ihre neue Lage ihr auferlegte. —

Nach eingenommenem Kaffee wurde ein Spaziergang in den Garten unternommen, in welchem die zahlreichen Kleinen der Pastorin sich jubelnd umhertrieben. Der Candidat führte Liane nach der viereckig geschornen Laube von Hainbuchen und benutzte den Augenblick, um mit der trübseligsten Stimme zu sagen:

„Sie reisen wirklich morgen — morgen schon nach P....? — Ach, wie bald werden Sie dort, in den rauschenden Vergnügungen der Stadt, und einfache Landbewohner vergessen...“

„Was denken Sie nur von P....?“ entgegnete

Liane lächelnd. — „Es ist ja eine kleine Stadt, und rauschende Vergnügungen werden dort nicht allzuviel stattfinden...“

„Ach, Fräulein Liane,“ fuhr der Candidat fort, „es war so lieblich hier, wenn Sie in unserer Mitte weilten, stets mußte ich an Bos' Luise denken, wenn ich Sie in das Gartenthor hereinschweben sah, und nun ist es heute das letzte Mal... Wenn Sie von P.... zurückkehren, so werden Sie uns kaum noch kennen. Ach, Fräulein Liane,“ stammelte Süßmeier verlegen, indem eine mädchenhafte Röthe seine Stirn überflog und er mit der Hand seine blonden schlichten Haare strich — „ich habe zwar für jetzt gar keine Aussichten, aber wenn ich je hoffen dürfte — ich meine, wenn in der Zukunft mir das Glück würde, eine Pfarre zu erhalten — und Sie mich dann nicht ganz vergessen hätten...“

Gerade zur rechten, oder für den Candidaten zur un rechten Zeit, trat die Pastorin jetzt in die Laube und unterbrach das ziemlich interessante tête à tête des jungen Paares. Liane glühte vor Verlegenheit und nahm bald Abschied, um nach Hause zurückzu kehren. Der Prediger und sein Nefte begleiteten sie. — Der Erstere unterhielt sie von dem Wetter des letzten Sommers, der Ernte, dem kirchlichen Sinne seiner Gemeindeglieder, während der Candidat seufzend an ihrer Seite ging und ab und zu seinem gepreßten

Herzen durch eine sinnige Anspielung auf den Mond und ihre Abreise Lust machte. Auch hatte er nicht einmal den Trost, ihr eine Blume zum Abschiede reichen zu können; denn alle zarten Kinder des Frühlings waren verblüht, und noch hatte er in der Blumensprache keine seinem Zwecke entsprechende Bedeutung der Sonnenblumen und Dahlien gefunden. An Rosenau's Gartenthor trennten sie sich, und Liane ging bewegt in ihr elterliches Haus.

Der Abend vor einer Abreise ist einer der peinlichsten Momente des menschlichen Lebens; selbst wenn man dem Glücke entgegen reist, ist es schwer, sich von den gewohnten Umgebungen loszumachen; wie viel mehr, wenn man das Vaterhaus verläßt, um einer ungewissen Zukunft, Abhängigkeit von Fremden zuzueilen. Liane trennte sich von dem Schauplatze ihrer Kindheit; Rosenau war ihre Welt, noch kannte sie nichts Schöneres, nichts Besseres, als ihre Heimath, verklärt, umgaukelt von den Geweben ihrer reichen Fantasie... Und doch trat sie auch gern hinaus in die bunte Welt, welche sie nur aus Büchern kannte, in den erregenden Umgang mit Menschen. — Sie brachte ihren neuen Umgebungen ein jugendliches, noch ungetäushtes, kindlich vertrauendes Herz mit, und goldene Träume verhüllten ihr die Zukunft.

Unter den Gestalten, welche am andern Morgen Lianen's Wagen umstanden, der sie nach P.... brin-

gen sollte, war auch Dorothee, ihre Milchschwester. Nachdem die Reisende mit strömenden Augen den Zurückbleibenden das letzte Lebewohl zugewinkt hatte, kehrte das Bauernkind laut weinend in seine Hütte zurück. Während die Gespielen seiner Kindheit bereits auf verschiedenen Wegen ihren manchfaltigen Lebensschicksalen entgegeneilten, laß uns, lieber Leser, das vernachlässigte Kind der niedern Hütte betrachten und es für eine Weile auf seinem anspruchslosen Lebenspfade begleiten.

Drittes Kapitel.

Dortchen erreichte ihre bescheidene Wohnung: ein mit Moos überwachsenes Strohdach deckte die Hütte; einige herbstlich roth gefärbte Weinreben rankten an den Lehmwänden hinauf; aus der Thüre dampfte ihr eine blaue Rauchwolke entgegen, denn kein Schornstein zierte das Dach des norddeutschen Bauernhauses.

Ein Paar gelbbraune sogenannte Bauernhühner mit bläulichen Beinen, an ihrer Spitze der Hahn mit dem goldschillernden Halse und den schwarzen Schwungfedern, der mit stolzer Paschamiene sein gefiedertes Harem musterte, suchten sich ihr spärliches Futter im Stroh. Vier Gänse, drei graue und eine weiße, deren gerupfte Brust den Tribut verrieth, den ihre Daunen allherbstlich den Comforts ihrer menschlichen, respective unmenschlichen, Tyrannen hatten liefern müssen, läng-

ten ihre dünnen Hälse und zischten Dörtchen an, als sie die Thür betrat, während Fix, der wachsame Spitz, sie wedelnd bewillkommnete.

Drinne rechte die Kuh blöckend den Kopf aus der Krippe, und das Schwein, ihr Nachbar, grunzte in der Ecke; alles dieses Hausvieh hatte einst Dorotheen's Eltern gehört, als sie noch die ganze Hütte als Miethsleute des großen Bauern Colonus Starkemann bewohnten. Seit aber ihr Vater, der alte Wippermeyer, früher ein rüstiger, emsiger Tagelöhner, durch eine heftige Erkältung sich ein Gichtleiden zugezogen hatte, welches seine Glieder lähmte, seit die Mutter vor zwei Jahren am Nervenfieber gestorben war, befanden sie sich nicht mehr im Stande, den Pacht des Häuschens und Gartens zu entrichten. Der Bauer, ein harter Mann, hatte nach und nach, erst die Kuh, dann das Schwein des armen Wippermeyer verkauft und endlich, Wippermeyer's Unfähigkeit zu Arbeit und Verdienst wahrnehmend, die Hütte andern Leuten verpachtet und dem kranken Manne mit der Tochter zwei Winkel derselben eingeräumt, welche sie unter dem Namen Stube und Kammer bewohnten. Die jüngeren Kinder wurden als Kuhhirten bei wohlhabenden Bauern untergebracht, und Dörtchen mußte für den Unterhalt des Alten sorgen.

Sie ging zur Arbeit, um ein Paar Groschen Tagelohn zu erwerben, und betrieb nebenher an Feier-

abenden die kleine Industrie, ländlichen Putz, die bunten Sonntagshauben für die Bäuerinnen zu verfertigen, während der Vater, dessen Hände die einzigen arbeitsfähigen Glieder seines lahmen Körpers geblieben waren, sich damit beschäftigte, Löffel und Schuhe aus Erlenholz zu schnitzen, und so fristeten die beiden Verlassenen ihr Leben nothdürftig mit unermüdlicher Arbeitsamkeit.

Das einzige Hausthier, welches ihnen geblieben, war die schwarz- und weißgefleckte Ziege, der ein kleines Plätzchen neben der Kuh gegönnt wurde, woraus sie ihren bärtigen gehörnten Kopf neugierig meckernd steckte, um die frischen Blätter zu knabbern, womit Dorothee sie versorgte. So trüb und sorgenvoll sich das Leben des Bauernkindes auch gestaltet hatte, so genoß sie auch ihre kleinen Freuden. Wenn sie am Sonntags-Morgen von den Ersparnissen der Woche dem lahmen Vater einen stark mit Eichorien versetzten Kaffee nebst weißer Semmel auftragen konnte und sich dann zum Kirchgange anputzte, war sie froh und vergaß die Sorgen und Mühen der Woche.

Heute war nun gerade der frohe Sonntagmorgen, schon lauteten die friedlichen Kirchglocken. Silends nahm sie ihr Confirmationsskleid von dunkelblauem Tuche aus dem bunt angemalten ungeheuren hölzernen Koffer, schmückte sich mit weißem Halstuche und einem Häubchen mit himmelblauen Bändern, die be-

zeichnende Tracht der unverheiratheten Bäuerinnen jener Gegend, ihre Stirn wurde nach bäuerlicher Sitte mit Seife glänzend gerieben, und sie war hübsch genug anzusehen, daß frische rosige Dörbchen, als sie im kurzen Rocke und den blauen Zwickelstrümpfen leichten Schrittes aus der Hütte trat, das schwarze Gesangsbuch in der Hand, worauf das ausgefranzte reine leinene Taschentuch zusammengefaltet lag; ein Luxus, der ausschließlich dem Sonntagsstaate angehörte. Noch war sie nicht lange unterwegs, als Gottlieb sich zu ihr gesellte, und ihr nebst derbem bäuerlichen Morgenruße einen Strauß von goldgelben sogenannten Todtenblumen und bunten Wicken reichte, der zum kirchlichen Gange nothwendig gehört — die einzigen herbstlichen Blumen aus des Colonus Starkemann pleasure ground.

Wer war denn Gottlieb? — Wer anders als der Sohn des großen Bauern, der muthmaßliche Erbe des großen Bauerngutes, der das Kind von seines Vaters demüthigen Miethsmanne nicht verschmähte, sondern Dorotheen mit herzlicher, einfach bäuerlicher Neigung zugethan war, so sehr sein Vater diese Mißheirath gemißbilligt haben würde, hätte er geahnt, daß sein Erbe sich so tief herablassen könnte, — so wahr ist es, daß kein Stand zu niedrig ist, um nicht den tief in der menschlichen Natur eingewurzelten Vorurtheilen des Stolzes und der Geringschätzung gegen

die, wenn auch nur eine halbe Stufe, tiefer Stehenden, Vorschub zu leisten! — —

Wie zufrieden war der junge Bauer indessen, wenn er Sonntags das hübsche Kind des lahmen Wippermeyer, seinem Kirchenstuhle gegenüber, beobachtete, wie sie mit dem anliegenden Häubchen, unter dessen Bändern die reiche Fülle des blonden Haares hervorquoll, geschmückt, so andächtig dem Gesange folgte! Und niemals schlief Gottlieb während der Predigt ein, so heiß es auch sein mochte, so lang und eindringlich der würdige Pastor Friedhagen seinen Gemeindegliedern ihre Sünden in's Gedächtniß rief und sie zur Buße ermahnte — so viele seiner Genossen auch um ihn her einnickten. —

Wie vergnügt waren sie an Sonntagabenden, wenn die Jugend des Dorfes, nicht recht wissend, wie sie, des Müßigganges ungewohnt, den langen Tag hinbringen sollten, sich hic und da vor den Thüren, oder, auf den Schlagbäumen schaukelnd, mit kurzen Pfeifen im Munde um die gepuzten Bauerndirnen versammelten; oder auf dem Markte, dem Fasching der Dorfergnügungen, wenn sie neugierig gaffend die Seiltänzer umstanden, oder das nie gesehne Wunderthier, das Kameel, mit dem rothjackigen Affen darauf, anstaunten und Marktgaben wechselten.

Auf dem letzten Erntebiere, das war ein Fest! Auf Schmieds Tenne — die beiden Dorfmusikanten mit

verstimmten Geigen spielten munter zum Tanze auf; dazu begleiteten Kühe und Schweine und ersetzten das fehlende Orchester — da tanzte Gottlieb mit Dortie den Schott'schen mit den schweren Nägelschuhen, und die Bauerntöchter stießen einander an und flüsterten: „Kiek es, kiek es (seht), der Gottlieb hat ein Aug' auf Dortie; wie fein sich das Mädchen immer macht.“

Und manche reiche Bauerndirne beneidete des lahmen Häuslings Tochter. —

Eines Abends als Dorothee von der Arbeit heimgekehrt war und die irdenen Teller mit den Resten des Abendessens noch auf dem eichenen Tische standen, als Dörtchen schon wieder eifrig beschäftigt war, die pappenen Müzengestelle mit bunter Seide und Bändern zu überziehen, um von den reichen Bäuerinnen ein Paar Groschen zu verdienen, ließ sich ein schwerer Schritt auf der Tonne vernehmen.

Nach dem starken eigenthümlichen Klopfen eines Mannes, der ein unzweifelhaftes Recht hat, hereinzutreten, öffnete sich die Thür und die breitschulterige große Gestalt des Colonus Starkemann überschritt die Schwelle.

„Guten Abend, Gevatter Wippermeyer, ich wollte Ihm zu Worte!“ begann der Bauer, der im Gefühle seiner miethsherrlichen Obergewalt die Pelzmütze auf dem Kopfe behielt.

Der geringste englische Pächter kann nicht demü-

thiger vor seinem edeln Lord stehn, als der Häusling Bippermeyer vor seinem Bauern; vergeblich versuchte er seine lahmen Glieder von der Bank zu erheben.

Dortie klopste das Herz vor Schrecken; Michaelis war vorüber und das Miethgeld der kleinen Stube noch nicht zur Hälfte beisammen, nie hatte sie den Colonus ihre Hütte mit seinem Besuche beehren sehen, als wenn er den rückständigen Miethzins einzutreiben kam. Der Verkauf der Kuh, des Schweines und endlich die Relegirung in diesen engen kleinen Winkel des Hauses war die jedesmalige Folge einer solchen Ehre gewesen. Sogar die graue Kage, welche die Armuth treulich mit ihnen theilte, sich kümmerlich von den seltenen Mäusen der Hütte nährte und nur ab und zu einen unerfahrenen jungen Hasen im Kohlgarten erwischte — verkroch sich mißtrauisch hinter Dörtchen, machte einen hohen Buckel, streckte den Schwanz in die Höhe und rieb sich schnurrend an ihrem Rocke, indem sie nach dem Bauern mit grünlich gläsernen Augen hinschielte.

Schnell räumte Dorothee den einzigen ansehnlichen Strohstuhl ab, wischte mit ihrer Schürze den Staub davon und bot ihn dem Bauern, der sich herablassend niedersetzte.

Er nahm die kurze Pfeife aus dem Munde, spuckte aus, fuhr mit der Hand in die Haare und sagte:

„Na, wie gehts noch, Gevatter? — —“

„Wie soll's einem armen lahmen Menschen gehen, der nichts mehr thun kann — kümmerlich genug — und Euch, Gevatter?“

„Auch nicht viel besser — schlechte Zeiten, schlechte Zeiten, Gevatter, man weiß nicht wie man durchkommen soll; das Korn schüttet schlecht, das Heu ist naß hereingekommen, dazu die vielen Abgaben — und die Kartoffeln sind nicht größer wie die Haselnüsse; ein schlechtes Jahr, Wippermeyer!“

„Aber der Glachs ist gut gerathen.“

„Was hilft uns der Glachs — der Commerziant giebt ja nichts mehr für das Garn; keinen Groschen baar Geld kann man mehr dafür kriegen, Waare, schlechte Waare, muß man für das gute Garn annehmen und sich freuen, wenn man's nur los wird.“

„Ja das ist auch so — — wie ich noch jung war, ja da ging es anders, da ernährte das Spinnrad die ganze Familie — wie mag das nur zugehen, daß es nun anders geworden ist?“

„Wie das zugeht? — das will ich Euch wohl sagen — Gevatter,“ entgegnete der Bauer, indem er die wichtige Miene eines Professors annahm, der von dem Catheder herab den versammelten Schülern eine hochwichtige neue Entdeckung, die Frucht seiner scharfsinnigen Meditationen, demonstriert.

„Seht, Wippermeyer, die verdammten Engländer haben Maskinen erfunden — das wißt Ihr nicht,

was das ist — ich will's Euch wohl sagen, ich weiß es; solche große gefährliche Dinger, wie sie die regieren, weiß ich nicht; mit rechten Dingen geht's nicht zu; aber mit so einem gefährlichen Dinge spinnen sie in einer Stunde soviel Garn, wie zehn Menschen in einem ganzen Tage. Nun spinnen sie und spinnen sie alles Garn, was die Leute brauchen, mit den Maschinen und brauchen keines mehr von uns zu nehmen."

Wippermeyer saß mit offenem Munde da, als ob er ein Märchen erzählen hörte. „D," sagte er, „das ist wohl nicht möglich!"

„Was ich aber sagen wollte, Gevatter Wippermeyer, ist dies," unterbrach ihn der Bauer. (Dortchen zitterte.) „Meine jüngste Tochter hat den Sohn von Botemann Nr. 44 in Dedorf gefreiet, nun brauche ich ein junges rüstiges Mädchen, was ihre Arbeit in meinem Hause thut, da habe ich nun an Eure Dortie gedacht, das ist ein wackeres, flinkes Lütj (Mädchen), und wenn sie Magd bei mir werden will, so kann sie den Abend nach der Arbeit zu Euch gehen und des Morgens früh wieder zu uns kommen; dafür sollt Ihr dann frei hier wohnen und das kleine Stück zu Euren Kartoffeln anstatt ihres Lohnes umsonst haben . . ."

Dortchen glühte vor Freude über den willkommenen Vorschlag, unter einem Dache mit Gottlieb zu

wohnen, alle Arbeit mit ihm zu theilen; welche günstige Wendung ihres Schicksals!

Auch der Alte war einverstanden.

„Ihr seid ein kluger Mann, Colonus Starkemann, und meint es gut mit uns armen Leuten,“ entgegnete er.

„Aber kann das Mädchen auch die Arbeit thun?“ frug Starkemann.

„O, arbeiten kann ich wohl!“ rief Dörtchen schnell, „versucht's nur mit mir!“

Kurze Zeit später befand sich Dörtchen mit Gottlieb unter einem Dache. Abends kehrte sie zum lahmen Vater zurück, denn die Stätte lag dicht bei seiner Hütte. Leicht und rasch ging den Liebenden die Arbeit von der Hand, wenn sie zusammen das Heu auf der Wiese in der Sonnenhitze wendeten und dann das Mittagsmahl im kühlen Schatten eines Baumes verzehrten, oder wenn sie in der Erntezeit, in der glühenden August-Sonne, das goldgelbe Korn aufluden und Abends laut singend mit dem hochbeladenen letzten Kornwagen heimfuhren. Wie schnell vergingen Monate und Jahre; wie wuchs die unschuldige Neigung des einfachen ländlichen Paares!

Einige unberufene Bauerfrauen, Mütter heirathsfähiger Töchter, stets die bittersten Feinde von Amor's launigem Spiele, bemühten sich zwar unablässig, dem Starkemann über seines Sohnes Neigung zu seiner

hübschen flinken Magd die Augen zu öffnen; der erwiderte aber barsch und sorglos: „Der Junge wird ja kein Schafskopf sein — ne, der hält mehr auf sich, als daß er die Häuslingstochter freien wollte, der kann genug seines Gleichen kriegen. Hat mir doch schon der Meier Nr. I. in Grotensfeld seine Tochter mit 600 blanken Thalern zum Brautschatz für ihn angesetzt (angetragen). Er sieht die Dortie gern, denn sie ist wacker und fleißig, aber freien soll sie mir der Junge nimmermehr!“

Viertes Kapitel.

Liane war indessen in ihre neuen Verhältnisse mit dem vertrauenden Muthе ihrer achtzehn Jahre eingetreten.

Die Stadt P . . . lag in einer schönen Gegend und machte einen freundlichen Eindruck auf ihr für Naturschönheit so empfängliches Gemüth. Die Häuslichkeit ihrer neuen Umgebung schien weniger zusagend.

Frau Ober-Landes-Gerichts-räthin Glittersdorf war eine wohlbeleibte kleine Brünette, welche, obgleich ihr kupfriger Teint ihre vierzig Jahre deutlich verrieth, die entfliehende Jugend durch Anzug und jugendliches Thun und Treiben festzuhalten suchte.

Der Ober-Landes-Gerichts-Rath war eines jener personificirten Actenstücke, wie sie in den Studir-

stuben der Juristen bisweilen anzutreffen sind. Er verließ sein Geschäftszimmer nur, um mit seiner Gemahlin zu speisen, Kaffee zu trinken, die Zeitung dabei zu lesen und regelmäßig darüber einzuschlummern. Abends verlebte er seine Mußestunden auf dem Clubb bei der Pfeife und Whistpartie, in der angenehmen Atmosphäre, welche einige vierzig dergleichen portative Schornsteine hervorzubringen pflegen. Seine Frau schwang den Pantoffel im Hause mit unbestrittener Gewalt, der ältliche schwache Herr und Gebieter beugte sich demüthig unter den Scepter der einst schönen Frau. Sie war gewohnt, eine Rolle in der Provinzialstadt zu spielen und einen Kreis von Assessoren und Referendarien um sich zu versammeln, welche früher ihr blühendes Aeußere und stechenden braunen Augen, jetzt ihre Gesellschaften und Abendessen anzogen.

Ihr Empfangszimmer und Toilette wetteiferten in Farbenglanz und Ueberladung. Ersteres war mit bunten GlASFenstern, Gipsfiguren von allen Dimensionen, feuerrothen wollendamastnen Möbeln und purpurkattunen Borhängen ausgestaffirt. Wenn die Sonne auf die farbigen Fenster schien, so warf das bunte Glas alle Regenbogenfarben auf die darin befindliche Varietät von Gegenständen und Personen. Dazu waren die Wände mit maigrüner Tapete beklebt und kaum zu entdecken vor dem Uebermaße von Kupfer-

stichen und bunten Bildern; wo ein Platz leer war, entstand schnell ein Wandkorb oder eine Stagère mit kleinen Spielereien. Ein Schreibtisch, mit Porcellanfigürchen überfüllt, zeugte von der Unmöglichkeit, daran zu schreiben. Tische mit bunten Gläsern, Vasen, Wiegestühle u. s. w. füllten die leeren Stellen aus, so daß man den Faden der Ariadne brauchte, um ungefährdet in diesem Labyrinth sich zurecht zu finden. Das Zimmer ermüdete die Blicke, denn das Auge fand keinen Ruhepunkt, um von den bunten, zahllosen, auf das Sehvermögen einstürmenden Gegenständen sich zu erholen.

Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin hatte zwei Töchter von zehn und dreizehn Jahren. Diese heranwachsenden lebendigen Gegenbeweise ihrer angeblichen achtundzwanzig Jahre (welches sie durch die häufig einfließende Bemerkung zu vereinbaren suchte, daß sie noch ein Kind gewesen, als sie den Ober-Landes-Gerichts-Rath heirathete) — waren Lianen's Zöglinge.

Aus diesen kleinen, grün und unreif aussehenden Mädchen sollte Liane wohlerzogene, talentvolle Kinder schaffen, und groß war die Aufgabe, auf dem bisher in der Leute Zimmer oder auf der Straße unangebaut gebliebenen Erziehungsfelde Früchte zu reifen.

Außer dieser Aufgabe gab es auch noch Functio-

nen für Liane, welche zu den geheimen Artikeln der Convention gehörten und erst nach und nach zur Sprache kamen. Sie mußte im Haushalte behilflich sein und die Gebieterin ankleiden helfen, denn die Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin war eine sparsame Hausfrau und gute Wirthin; wohl bezeugten es die der Arbeit in dem Rükchendepartement gewohnten Hände, die verrätherisch aus den kostbaren Seidenstoffen oder den Spitzenärmeln hervorschimmerten.

Kurz nach Lianen's Ankunft gab ihre Gebieterin eine große Abendgesellschaft, dem Präsidenten zu Ehren, welcher die Stadt mit seinem hohen Besuche erfreute und die ganze Beamtenwelt in den devotesten Ergebenheitsalarm brachte.

Die Gesellschaft des kleinen Ortes theilte sich in zwei sehr schroff geschiedene Parteien, die einander ebenso eifersüchtig gegenüberstanden, als weiland Guelfen und Ghibellinen, York und Lancaster.

Die Ghibellinen waren: der Beamtenzirkel, zu dessen höheren Kreisen auch einige pensionirte Officiere mit ihren Familien gehörten. Die Guelfen hingegen bestanden aus den reichen Kaufleuten der Stadt, welche es durch reichliche und materielle Abendessen ihrer Gegenpartei zuvorthaten und sich durch liberale Gesinnungen von Jenen unterschieden, welche die höchste Loyalität zur Schau trugen und durch musikalische und raffinirte geistige Genüsse ihre Kreise anziehend zu machen strebten.

Der größte Ehrgeiz der beiden Parteien bestand aber darin, die wenigen jungen Herren des Ortes in ihren Gesellschaften zu besitzen. Die Referendarien und Assessoren schwuren zur Ghibellinensfahne, während die meisten Officiere der Garnison dem Kaufmannszirkel, der reichen Töchter wegen, hold und meistens schon Alle durch solche gold'ne Liebesbände diesem Kreise einverleibt waren. — Nur Einer der „Löwen“ des Ortes, der blonde, galante Lieutenant Bündholz, war durch die Reize der Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin in ihren Zauberkreis gebannt und gehörte nebst einigen Referendarien zu ihren eifrigsten Verehrern.

Außerdem besaß der Beamtenzirkel zwei „Epouseurs“, welche den Mamas und heirathslustigen jungen Damen viel zu denken gaben, nämlich den Assessor Nettelmann, der zum Gerichtsrathe stand, und den Doktor von Vogelmeier, dessen gute Praxis ihn zu einer Partie ersten Ranges der Stadt machte.

Alle diese Sterne der Gesellschaft waren heute geladen und Liane half herzklopfend die Wirthin ankleiden, welche, trotz der noch starken Septemberwärme, ein Sammetkleid, mit Schmelz gestickt, zu ihrem Putze wählte und in ihrem blauen Barett mit langen Straußenfedern imposant aussah. Dann kleidete sie ihre Zöglinge an, schmückte ihre eigene anmuthige Gestalt mit einem einfachen weißen Kleide und trat in das

Gesellschaftszimmer. Ein Blick der Ober = Landes = Gerichts = Rätthin auf den Spiegel zeigte ihr zum größten Verdrusse, daß die reichste Kleidung Nichts vermöge im Vergleiche gegen die achtzehn Jahre und die auffallende Schönheit Lianen's, und mit der Bitterkeit einer dahinwelkenden Frau verglich sie ihre kupferige Gesichtsfarbe mit den Rosenwangen der jungen Erziehlerin.

Bald war die Gesellschaft versammelt. Schroff abgetheilt saßen im Prunkzimmer, mühsam eingeklemmt zwischen den zahllosen Möbeln und Figuren, die verheiratheten Damen, im zweiten Zimmer die jungen Mädchen und in dem dritten beschäftigten sich die Herren mit Rauchen und Trinken. Ab und zu wagte sich ein Dandy des Ortes in den Blumenkreis der Damen, bis endlich der Beginn der musikalischen Unterhaltung die Grenzscheiden aufhob und Alter und Geschlechter vermischte.

Unter den unverheiratheten Damen zeichneten sich drei Schwestern aus, Töchter eines pensionirten Hauptmannes, die Löwinnen des Zirkels: Fräulein Hulda, Thecla und Seraphina von Landsturm. Ihr Gesang sollte die Gesellschaft erfreuen. Die Wirthin eilte, sie aufzufordern, indem sie ihren Circle von Anbetern verließ, als Lieutenant Zündholz sie mit sehr lebhaftem Interesse fragte:

„Meine gnädige Frau, sagen Sie mir, ich bitte —

welcher Engel ist plötzlich in unsere Mitte niedergeschwebt, von welchem Olymp ist die Venus dort im weißen Kleide herabgestiegen?"

„Kennen Sie denn Fräulein Seraphina Landsturm nicht mehr?“ entgegnete die Befragte.

„Sehr wohl kenne ich die lange Gestalt; aber die meine ich nicht, sondern jene mittelgroße Blondine mit dem Auge, worin ein Himmel glänzt — dort mit dem blauen Shawl —“

Mit sichtbarem Verdrusse über das augenscheinliche Entzücken des Lieutenants entgegnete die Rätbin:

„O, die — das ist nur die Bonne meiner Kinder —“ und eilte fort, um das Piano zu öffnen.

Der Lieutenant ahnete nicht, daß er Lianen einen schlechten Dienst bei ihrer Gebieterin geleistet hatte, denn Nichts nimmt eine Frau so sehr zum Nachtheile ihrer Hausgenossin ein, als wenn ihr Verehrer sie schön findet.

Bald schallten Hulda's etwas veraltete welcke Töne durch das Zimmer, als sie mit süß nach oben, — bisweilen seitwärts nach Doktor von Vogelmeier gewendeten Blicken — ein glühendes Liebeslied monoton absang. Dann folgte zitternd und blöde Fräulein Seraphina. „Das arme Kind, sie ist so ängstlich, hat eben erst das sechzehnte Jahr zurückgelegt,“ so flüstert vernehmlich die Schwester — „die Stimme

bebt, sie singt falsch, eine halbe Note zu tief — o Weh! — jetzt bleibt sie stecken — o nein, weit gefehlt; die Schwester präludirt hin und wieder auf dem Piano, dann fällt sie zur rechten Zeit ein und das Duett schließt unter dem rauschenden Beifalle der Gesellschaft, welche ihre lärmende Unterhaltung keinen Augenblick eingestellt hat.

„Fräulein Willau ist auch musikalisch!“ rief Fräulein Hulda — „o, Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin, bewegen Sie die junge Dame, uns ein Lied vorzutragen.“

„Singen Sie ein Lied, Liane,“ bat die Hausfrau und führte die Zitternde an das Piano, mit sehr geringen Erwartungen ihrer Kunstfertigkeit. Liane hatte den trefflichen Unterricht der Italienerin benutzt, welche zu Hertenstein Alsta's musikalisches Talent ausbilden sollte, und während ihre Freundin sich mehr dem Piano widmete, ihre herrliche, klangvolle Stimme zu seltner Schönheit und geschmackvollem Vortrage entwickelt. Dazu kam, daß ihr Wesen ganz Poesie und Harmonie war und die Musik gleichsam in ihrem Inneren vibrirte; ihr Gesang schien Ausfluß der eignen Inspiration.

Sie trug ein selbstgedichtetes und in Musik gesetztes Lied vor: die Heimath. Mit elegantem Präludio begann sie die Tasten leicht zu durchlaufen, und schon die unverkennbaren Töne einer Meisterhand brach-

ten augenblicklich eine Stille in der wogenden Unterhaltung hervor, so richtig fühlt man im Allgemeinen, ohne zu verstehen, was ihn charakterisirt, den Magnetismus der wahren Kunst. Als die flötenreinen Töne ihrem Munde entflohen und sie in der Begeisterung für die Harmonie des Liedes mit ihrer Stimmung für einen Augenblick ihre Umgebung vergaß und mehr und mehr hingerissen in innerster glühender Sehnsucht aus dem fremden Kreise hinweg im Geiste nach der Heimath und Freiheit ihrer Jugend sich versetzte — da war eine lautlose Stille in der Gesellschaft; hingerissen von Bewunderung die Einen, athemlos vor Erstaunen die Andern, bis das Lied zu Ende war und der gefesselte Beifall sich stürmisch Luft machte. Herren und Damen umgaben sie, und fast beschämt, erstaunt, aber doch geschmeichelt, nahm die junge „Nachtigall vom Lande“ den ersten Weihrauch hin, der ihrem Talente gespendet ward.

Besonders laut und entzückt waren die Männer. Lieutenant Zündholz verließ sie nicht mehr und flüsterte die süßesten Schmeichelworte in ihr unerfahrenes Ohr, während Doktor von Vogelmeier sich bemühte, in hochtrabenden Phrasen ein gelehrtes Kunsturtheil über ihre Leistung zu geben und sie von den Verdiensten der verschiedenen Schulen und Componisten zu unterhalten suchte.

Nachdem die erste Begeisterung vorüber war und
 Vier Lebenswege.

man sich zu den materielleren Genüssen des Häring=salats und Butterbrodes mit Schinken gewendet hatte, wurden unter den Damen einzelne böswillige verkleinernde Urtheile über Lianen's Gesang laut.

Fräulein Hulda wagte es zuerst, ihren Vortrag mit dem Ausdrucke von „falschem Pathos“ zu bezeichnen, ihre Begeisterung künstlich, ihren Gesang den einer Theaterprinzessin — unweiblich, unpassend, ihren Anstand, ihre heitere Unterhaltung mit den sie umgebenden Herren Coquetterie zu nennen.

• „Nun wahrlich, Frau Ober=Landes=Gerichts=Räthin, Sie haben da eine sehr hübsche Bonne, welche es auch wohl zu wissen scheint und Ihnen noch viel zu thun machen wird — sehen Sie nur, wie sie mit Lieutenant Bündholz coquettirt,“ sprach Fräulein Hulda im halben Flüstern.

„Sie haben Recht; es ist beinahe nicht anzusehen, ich muß ein Ende davon machen,“ entgegnete die Räthin, vor Verdruss bebend.

„Wo sind nur meine Kinder, Marie, Caroline, ich glaube gar dort im anderen Zimmer, halb eingeschlafen! Liebe Liane,“ sprach sie, indem sie die Erziehlerin aus ihrer angenehmen Unterhaltung plötzlich abrief, „ein Wort.“

Liane folgte ihr in's Nebenzimmer.

„Die Kinder sind müde,“ sagte die Gebieterin, „es ist neun Uhr vorüber, wollen Sie so gut sein,

sie zu Bette zu bringen? Gute Nacht, Kinder, gute Nacht, Liane!"

Und damit waren Lianen's Abendgenüsse und Triumphe zu Ende. Die schöne Sängerin war aus den Augen und bald aus dem Sinne der Gesellschaft verschwunden, und das arme Mädchen fühlte zum ersten Male ihre abhängige Stellung in rücksichtsloser fremder Umgebung in aller ihrer Bitterkeit.

Der October nahte seinem Ende und gewährte noch einige klare sonnige Tage, den Abschiedsgruß des scheidenden Herbstes, welche die Bewohner der Stadt P. zu einem Ausfluge in die schöne Umgebung derselben lockten.

Frau Ober = Landes = Gerichts = Rätthin nahm Theil an der beabsichtigten, von Lieutenant Bündholz unternommenen Partie nach dem Steinberge, dessen ruinengekröntes Haupt aus den waldigen, ihn umkränzenden Hügeln hervorragte.

Liane empfand das lebhafteste Verlangen, den schönen Punkt, der so lockend aus blauer Ferne daher schimmerte, in der Nähe zu sehen und die ungewohnten Stadtmauern einmal wieder mit Gottes freier Natur im herbstlich reichen Gewande zu vertauschen. Zudem sollte in dem, am Fuße des Berges belegenen

Lusthäuschen getanzt werden, und ihr junges Lebenslustiges Herz klopfte in froher Erwartung des anticipirten Vergnügens, als sie ihre Gebieterin zu dem Feste anpuckte; schon hatte diese ihre starke Figur in das roth und blau schillernde Kleid mühsam eingeklemmt, einen weißen Federhut, mit Asten und Mohnblumen ausgeputzt, aufgesetzt, und noch immer ward Lianen kein Wink gegeben, sich anzukleiden und zur Begleitung der Dame anzuschicken. Da fuhr der Miethwagen vor und der Rath kam, seine Gattin abzuholen.

„Wird denn Fräulein Liane nicht mitgehen?“ frug dieser befremdet.

„Lieber Glittersdorf, dazu habe ich Mademoiselle Willau ja gerade in's Haus genommen, damit sie zu Hause bei den Kindern bleibt, wenn meine gesellschaftlichen Pflichten mich nöthigen, sie zurückzulassen!“

„Aber, liebe Charlotte,“ wandte der gutmüthige Mann ein, „die Kinder sind ja so oft unter der Obhut der alten Christel zurückgeblieben, darum könntest Du auch wohl heute eine Ausnahme machen, es ist so schönes Wetter!“

„Glittersdorf, das verstehst Du nicht; ich bin überzeugt, Liane ist von dem Ernste ihrer Pflichten zu sehr durchdrungen, um sie eines Vergnügens wegen vernachlässigen zu wollen!“

Mit diesen Worten verließ das Paar das Zimmer. Die Rätthin mit übel verhehltem Aerger über den ungewohnten Widerspruch ihres Gatten. Sie bestiegen den Miethwagen, dessen vor Alter gelblich weiße Schimmel sie bald im Zuckelstrabe davon trugen.

Keine vergnügliche Fahrt war es für den Oberlandes = Gerichts = Rath, denn seine Gehälfte war verstimmt und gab ihm deutlich zu verstehen, daß Männer sich stets von dem hübschen Lärchen eines jungen Mädchens nur zu leicht bestechen lassen, ihr gesundes Urtheil darüber verlieren und der vernünftigeren Frau das Leben sauer machen durch unzeitige Einmischung in das Departement des Innern und der Kinder Erziehung. Der Gatte trug diese und ähnliche Sticheleien mit gewohnter Resignation, bis sie zu dem Fuße des Berges gelangt waren und das blonde lächelnde Gesicht des Lieutenants, an dem Wagenschlage erscheinend, die Wolken des Unmuthes von der Rätthin Stirn eben so schnell zerstreuten, als die durch Regenwolken plötzlich hervorbrechende heitere Aprilsonne.

Und Diane, wie ertrug sie die Täuschung? — Ihr armes Herz war schwer, als sie am Fenster ihres kleinen Zimmers saß; nicht einmal konnte sie Gottes freien Himmel sehen, sondern einige enge dumpfige Straßen und räucherige Mauern waren ihre Aussicht.

„Kommt, Kinder,“ sagte sie zu ihren Pflegbe-

fohlenen, „laßt uns ein wenig spazieren gehen,“ denn sie fühlte die Nothwendigkeit, in der frischen Luft ihre gedrückte Stimmung zu erheitern.

„Mama hat uns verboten, heute Nachmittag hinauszugehen,“ entgegnete Mariechen, „weil Caroline etwas gehustet hat; sie sagte, wir möchten im Hause spielen, und Tettchen und Linchen kommen zu uns.“

Liane setzte sich betrübt an's Fenster und nahm die Frithjofsage zur Hand, um in der Dichtung Tegner's die prosaische Wirklichkeit ihres Lebens zu vergessen. Während dessen kamen die kleinen Gäste, und bald ging's drunter und drüber; lautes Geschrei, Hassen, Anschlag, kurz alle lärmenden Spiele tobten um sie her und machten jede Beschäftigung, ja jeden klaren Gedanken unmöglich.

„Kinder,“ sagte Liane, „nicht wahr, draußen auf dem Gange spielt sich's eben so gut, es ist auch mehr Raum zum Laufen da, geht lieber dorthin.“

Im Hui war die lärmende Bande auf der Hausflur; es ging Trepp' auf, Trepp' ab, Thür' auf, Thür' zu, und das Geräusch verlor sich in der Ferne.

„Endlich habe ich Ruhe!“ seufzte Liane erleichtert; mit der Hand preßte sie ihr schweres Herz und eine Thräne zitterte an ihren langen Wimpern, ein klagend schmerzlicher Vers entstieg ihrem poetischen, von dem Leben so rauh berührten Gemüthe!

Da erschreckte sie ein flirrendes Geräusch wie der laute Fall eines schweren Körpers und zerbrechenden Glases; sie eilte hinaus, folgte dem Lärme und Geschreie, welches sie in das Prunkzimmer der Hausfrau führte. O weh, welcher Anblick bot sich ihr dar! Am Boden lag der große Gipsengel mit der Leier in tausend Stücken; im Fallen hatte er eine Etagère mit kostbaren Tassen hinabgezogen, und zahllose bunte und gold'ne Scherben bedeckten den Boden.

Mit bestürzten Mienen standen die kleinen Urheber der Zerstörung umher, die lärmende Kinderschaar, welche ihre Spiele bis in das Heiligthum der Rätthin ausgedehnt und das Unheil angerichtet hatte.

Mit Zittern erwarteten Erzieherin und Kinder die Rückkehr der Ober-Landes-Gerichts-Rätthin. Spät Abends kam sie, und der harte Fall wurde von den Kindern schluchzend vorgetragen, und zwar zum Nachtheile Lianen's, deren Verweisung auf die Hausflur, den abnormen Spielplatz, das Unglück von den kleinen Unholden zugeschrieben ward.

„Das kommt davon,“ sagte die Rätthin bitter, „wenn man stets in höheren Sphären schwebt und vor lauter Poesie und Talenten seine nächsten Pflichten vernachlässigt. Künftig muß ich Sie bitten, Mademoiselle Willau, die Kinder in Ihrem Zimmer zu dulden und ihre Spiele zu beaufsichtigen!“

Lianen's Herz wollte brechen bei der ungewohnten

harten Begegnung; ihr Kopfkissen war naß von Thränen, als sie lange nach Mitternacht ihren Kummer in den milden Armen des Schlafes für einige Stunden vergaß, der für kurze Zeit das Loos des Glücklichen dem Leidenden, den Armen dem Reichen in Vergessenheit gleich macht.

Fünftes Kapitel.

Der Carneval war in seiner höchsten Glanzperiode; Bälle, Abendgesellschaften, Mittagsmahle jagten einander in bunter Reihenfolge. Eine der gefeiertesten jungen Frauen der Metropolis war Gräfin Mordeck, die neuvermählte Gemahlin des reichen blasierten Dandy, der ihre Triumphe als willkommene Speise seiner Eitelkeit mit innerer Genugthuung wahrnahm.

Für Asta war Alles neu; von Genuß zu Genuß bewegte sie sich im Taumel der Vergnügungen; bald ging jeder ernste Gedanke in ihr unter; ihre Interessen verließen nicht mehr den Kreis der Zerstreuung, in welchem sie lebte.

Eben kam sie zurück von einem diplomatischen glänzenden Diner, und mußte eilen, noch vor dem Theater Toilette zum Hofballe zu machen; denn sie

wollte um keinen Preis den Genuß versäumen, die Malibran in der Norma zu hören, — wenigstens das große Duett nicht verfehlen, es war ja ihre letzte Gastrolle; und dann mußte man um neun Uhr spätestens auf dem Schlosse sein, — der Erbprinz hatte sie zum ersten Walzer engagirt.

Schon hatte sie ihr eben von Paris angelangtes Ballkleid angelegt und saß nun vor ihrer Toilette, um den Kopfsputz von Rosen in ihren dunklen Locken befestigen zu lassen. Während Jenny, das Kammermädchen, die letzten Nadeln in ihre glänzenden Flechten steckte, warf die junge Gräfin einen befriedigten Blick auf den von silbernem Rahmen umgebenen Spiegel, der ihr ein anmuthiges Bild vorzauberte.

Das Ankleidekabinet war in seiner reichen Ausstattung der eleganten Frau nicht unwürdig. Unter Vorhängen von gesticktem Musseline mit rothem Atlas gefüttert befanden sich alle Utensilien von getriebenem Silber zierlich ciselirt und trefflich gearbeitet. Beinahe war der Haarputz vollendet, als ein Brief ihr in die Augen fiel, welcher bisher unbemerkt auf dem Tische gelegen hatte.

Von Lianen! rief Alsta lebhaft, indem sie ihn hastig erbrach. Er lautete wie folgt:

Liane an Asta.

„In der niedergebeugten Seelenstimmung, worein mich meine unfreundliche, unharmonische Umgebung, die zahllosen Demüthigungen und Kränkungen versetzten, welche ich täglich erfahren muß, suche ich mich für einen Augenblick zu erheben, indem ich den ermatteten Blick meines Geistes auf Dich richte, meine liebe Asta. Du wenigstens bist glücklich, und dieser Gedanke hat mich in manchen trüben Stunden erheitert, wenn die Wellen des Mißmuthes und des Lebensüberdrußes über meinem thörichten Herzen zusammenschlugen. Du, Asta, schwelgst in den Genüssen der Liebe, des Reichthums der Welt. Wenn Du in dem Rausche der Freude einen stillen Augenblick finden kannst, wo Du geneigt bist, einer tiefgebeugten Freundin eine frohe Stunde zu bereiten, o so schreibe mir ausführlich von Deinem Leben und Treiben, so sage mir, daß Du mich nicht ganz vergessen hast, daß die stillen Jugenderinnerungen und mit ihnen Liane bei Dir fortleben im treuen Andenken des letzten Abends unseres Zusammenseins, wo wir uns Freundschaft in allen Wechselfällen des vor uns liegenden Lebens gelobten. Wie soll ich Dir, meine Asta, mit Worten beschreiben, wie mein armes Herz unter dem Drucke der freudlosen Existenz, der rücksichtslosen Lieblosigkeit der Ober-Landes-Gerichts-Räthin

leidet. Vielleicht bin ich zu empfindlich — ich fühle es wohl, ich passe nicht für das practische Leben, für das kräftige Ankämpfen gegen eine peinliche Lage.

„Dir, Asta, öffne ich mein Herz so ganz wie wohl sonst — Dir erzähle ich, wie man mich stets zurücksetzt, wie ich stets fühlen muß, daß ich eine nur ungern geduldete Zugabe in der Familie bin; wie ich jeden kleinen gesellschaftlichen Triumph mit den bitteren Bemerkungen oder den Launen meiner Gebieterin büßen muß, welche es nicht ertragen kann, ein jugendlich frisches Mädchen neben sich zu sehen — sie, deren Bestreben es ist, alle Huldigungen auf sich allein zu beziehen.

„O Asta, wenn ich Abends auf meinem Zimmer angelangt bin und nun endlich ein qualvoller Tag zu Ende ist, ich mich ermüdet niederlege, um am nächsten Morgen einen eben so peinlichen zu beginnen, dann wünsche ich stets, nicht wieder zu erwachen, um mit einem Male die Qual enden zu sehen.“ —

So weit hatte Asta gelesen, und eine Thräne des innigsten Mitgefühls bei der Schilderung der Leiden der Freundin glänzte in ihrem dunkeln Auge — schöner, reiner, als die diamantenen Thautropfen in ihrem Rosenkranze, da rollte donnernd ihre Equipage unter das Fahrthor, der Lakai kam zu melden, daß der Wagen bereit sei, Jenny warf ein rothsammetnes

mit fleckenlosem, duftigem Schwane besetztes Mäntelchen verhüllend über die glänzenden Schultern der Gräfin, und bald saß sie in ihrer Loge, athemlos den Zaubertönen der Malibran lauschend. Bald öffnete sich die Thür und Graf Solis, einer der Löwen der Metropolis, begrüßte sie und nahm Platz an ihrer Seite. In der Loge dicht am Theater saß ein stattlicher junger Mann, dessen Vornette sich bald auf die schöne junge Frau richtete, und ein herablassendes Kopfnicken des Prinzen ward von Alsta mit graziöser Verneigung erwidert, während eine fliegende Röthe ihre Stirn überzog, welche ihr Nachbar, Graf Solis, spöttisch lächelnd bemerkte. Bald fanden sich noch mehrere junge Leute in der Loge der gefeierten Frau ein; die Unterhaltung wurde sehr lebendig in den Zwischenacten, als die Logen der zum Balle gepuhten Damen des ersten Ranges sich leerten und Graf Mordeck, welcher auf dem Clubb beim Hazardspiele den Abend verlebt hatte, eilend die Logenthür öffnete und seine Gattin zum Wagen führte. Dahin rollten sie, und zum ersten Walzer stand sie bereit, als die rauschende Musik des Orchesters erscholl und der Erbprinz sich ihr näherte. Das schöne Paar flog dahin auf dem spiegelglatten Parquet in dem weiß und goldnen von Kronleuchtern mit zahllosen Wachskerzen erleuchteten Tanzsaale, und mancher neidische Blick folgte der bevorzugten Schönheit.

Alta war bald nach beendigtem Balzer von zahlreichen Bewunderern umringt, welche sie um ihre Hand zu den Tänzen des Abends baten. Keinen schlug sie über; mit hoch gerötheten Wangen, sehr ermüdet, ließ sie sich während der Pause von Graf Solliß, mit welchem sie so eben den Contretanz beendigt, in das kühle Nebenzimmer führen und sank erhitzt in die seidnen Kissen eines Divans nieder, von welchem Punkte aus man den Tanzsaal mit seinen bunten Figuren übersah.

Graf Solliß warf sich nachlässig in einen Lehnstuhl der Gräfin zur Seite, schlug die Beine übereinander, entledigte sich seiner fehlerlosen französischen Glacéhandschuhe mit bedächtiger Miene und besah wohlgefällig die Nägel seiner schneeweißen Hände, deren lange spitze Extremitäten von der Sorgfalt zeugten, welche der junge Diplomat alltäglich ihrer Cultur widmete.

Graf Solliß war der Typus des jungen Herrn nach der Mode; sein schwarzes Haar à la malcontent rasirt; ein starker Bart zierte sein Kinn als collier grec; seine Kleidung war ein Muster vom neuesten Geschmacke, vor allem seine tadellosen lackirten Stiefeln und strohgelben Glacéhandschuhe. Im höchsten Grade von seiner Wichtigkeit, als Besitzer von 20,000 Thaler Einkommen und hohen Connectionen, durchdrungen, war er dem entsprechend nachlässig, grob im

Allgemeinen, höflich nur gegen Ausgewählte, welches diesen um so mehr schmeichelte; aber um keinen Preis hätte er irgend Jemandem auch nur ein Jota von seiner Bequemlichkeit geopfert. Er tanzte höchstens ein bis zweimal auf einem Balle, und zwar nur mit den jungen Frauen, welche als Sterne am Horizonte der Mode am höchsten glänzten, und nur sedate Françaisen ein Walzer wäre für ihn zu unbequem gewesen.

Dieser Inbegriff eines Löwen des 19. Jahrhunderts beehrte Aſta mit seiner Auszeichnung und begann die Unterhaltung folgender Maßen.

„Hier ist es doch auszuhalten Gräfin — Sie müssen mir dankbar sein, daß ich Sie aus der Hölle des Tanzsaales hierher entführte. Außerdem ist der Platz gut gewählt; wir sitzen hier bequem, wie in einer Loge, und sehen die Schauspieler auf der Bühne des Tanzsaales (denn Comödie spielen doch die meisten) an uns vorüber gehen, als wollten sie uns zu Bemerkungen über sie auffordern. Apropos, Gräfin, wie fanden Sie die Malibran heute?“

„Wie immer; göttlich, hinreißend!“ entgegnete Aſta.

„Waren Sie schon lange dort, als ich kam?“

„Von Anfang an.“

„Ich bewundere Sie, Gräfin; freilich Ihnen ist das Theater etwas Neues, ich beneide Ihnen diese Frische! Wenn Sie diese Genüsse erst so lange kennen

als ich, und zum Ueberdruſſe geſoffen haben, ſo werden auch Sie kaum einen Act hindurch im Theater auszudauern vermögen."

„Ah ſehen Sie," begann die Gräfin, „dort nimmt eben die reizende Roſe Schauberg Platz — uns gerade gegenüber. Iſt ſie nicht allerliebſt, wie ſie das hübsche Köpfchen auf dem weißen Schwanenhalse wiegt? Sind Sie auch einer ihrer Verehrer, Graf Solliſ?"

Der Graf war viel zu ſehr Mann von Welt, um in Gegenwart einer ſchönen Frau eine Andere hübsch zu finden und entgegnete:

„Dieſe Roſe hat zu gefährliche Dornen an ihrem mütterlichen Stamme für mich — Dornen, an welchen zu leicht meine Freiheit und 20,000 Thaler Einkommen hängen bleiben könnten, — als daß ich mich ihr nähern ſollte. Nein, Gräfin, es gehört nun einmal zu meinen Grundſätzen, kein junges Mädchen hübsch zu finden, wenn ſie nicht eine halbe Million im Vermögen hat. Glauben Sie mir, es iſt kein leichtes Metier, Epouſeur zu ſein. Freilich haben die Schlingen der Mamas, und die lächelnden rothen Lippen ihrer heirathsfähigen Töchter, womit ſie ihre Gallen ſchmücken, nicht viel Gefahren mehr für mich — je suis aguerri. Es amuſirt mich nur, wenn ich in einem Hauſe Beſuche mache, wo Töchter ſind, und die Parole von der Treppe hinunter geben höre: „Die Comteſſen ſollen gleich herauf kommen, Johann! — ...

Werden Sie morgen in dem Parke spazieren fahren oder reiten, bei dem freundlichen Wetter, wollen Sie mir erlauben, Sie abzuholen, Gräfin?"

„Ich bedaure sehr — ich muß morgen um zwölf Uhr zu der französischen Gesandtin fahren; wir wollen eine Quadrille besprechen zu der großen Maskerade bei Hofe.“

„Haben Sie schon einen Cavalier zur Quadrille — wollen Sie mir diese Ehre gönnen?"

Asta erröthete vor Freude und nahm das Anerbieten des Lions bereitwillig an.

„Uebrigens, Gräfin, werden Sie in zwei Stunden doch wohl die Conferenz über diese wichtige Angelegenheit beendigen, und dann bleibt uns bis vier Uhr noch Zeit genug zu einem Spazierritte.“

„Ich will — ich muß erst meinen Gatten fragen, ob er es mir erlaubt“ — entgegnete Asta verlegen und zögernd; „er reitet nicht gern im Parke und ohne ihn — —“

„Bah, wie bürgerlich!“ unterbrach sie Graf Solliß laut lachend — „Sind Sie noch ein so zärtliches Ehepaar, daß Sie einander Rechenschaft ablegen von Ihrem Thun und Treiben? Fragt Sie Graf Mordeck etwa auch um Erlaubniß, wenn er die Nacht hindurch im Klubb spielt? . . . Sehn Sie dort, wie sich die Vergardt wieder ausstaffirt hat, bemerken Sie doch, Vier Lebenswege.

ein Spitzenkleid über rothem Sammet! quel mauvais genre!“

„Es ist sonderbar,“ entgegnete Asta, indem sie ihre Borgnette auf die vorübergehende, etwas auffallend gekleidete Gestalt richtete, „daß Frau von Vergardt immer so abenteuerlich aussieht, obgleich sie alle ihre Toiletten aus Paris kommen läßt.“

„Sehr natürlich,“ erwiderte Solliß; „obgleich sie sehr extravagant ist und, wie ich höre, ihr glücklicher Gemahl die alten Eichen auf seinen Gütern nach und nach abhauen läßt, um ihren Luxus zu bestreiten, so fehlt ihr der Geschmack und das Aeußere; an ihrem Halse kann man anatomische Studien machen, so viele Perlenschnüre sie auch trägt (der Graf begleitete diese Worte mit einem Seitenblicke auf Asta's blühende Schönheit). — Der arme Vergardt!“ fuhr er fort, „voilà ce qu'on gagne à se marier! Nun, meine Eichen sollen noch lange stehen in meinem Walde von Solliß.“

„Ach da kommt Frau von Zyrinskä, die affectirte manierirte Frau gerade auf uns los! Sollte sie die Fantasie anwandeln, sich hier zu etabliren, das wäre nicht auszuhalten!“

Frau von Zyrinskä, eine blonde, schwachtende Frau, welche sich viele Mühe gab, naïv und jugendlich zu erscheinen, mit langen vom Tanze aufgelösten

Locken, trat herzu, indem sie mit ihrem Fächer sich Kühlung zuwehte.

„Ah, ma chère comtesse, ich bin entzückt, Sie hier zu treffen; erlauben Sie, daß ich Ihr Canapee theile — ich bin ganz essoufflée; ach der Erbprinz tanzt so rasch — ich glaubte beinahe, meine Kraft würde nicht bis zu Ende des Galopps ausdauern.“ Mit diesen Worten nahm die Baronin Platz an Asta's Seite. Graf Solliß schien sie gar nicht zu bemerken, sondern dehnte sich behaglich in dem elastischen, weit überliegenden Lehnstuhle. Ein eleganter schlanker Rittmeister von der Garde näherte sich jetzt im angenehmen Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit der Gräfin Mordeck.

„Ich hoffe, gnädigste Gräfin, Sie haben nicht vergessen, daß Sie mir auf dem letzten Balle bei dem Englischen Gesandten die Ehre zu Theil werden ließen, mir Ihren Cotillon für heute zu versprechen?“

„Wirklich?“ frug Asta — „ich bin nicht ganz sicher, ich habe so viele Engagements angenommen.“ — Die elegante Frau zog ein winziges elfenbeinernes Schreibtäfelchen mit gold'nem Stifte aus dem Stiele ihres Roccocofächers und übersah die Liste ihrer Tänzer.

„Cotillon — ja, da ist ein Zeichen; sehen Sie selbst, sollte der Buchstabe ein C bedeuten, Herr von Carfeld?“

Der schlanke Rittmeister beugte sich, um zu lesen, und erwiderte galant: „Erlauben Sie, gnädigste Grä-“

fin, daß ich diese Hieroglyphen von schöner Hand zu meinen Gunsten deuten und meinen Namen daraus entziffern darf!"

Asta verneigte sich bejahend, und der Cotillonstänzer entfernte sich befriedigt — während Graf Solliß vernehmlich gähnte.

Man ging zum Souper. Der Lion zog sehr sorgfältig seine Handschuhe an; während dieser etwas langwierigen Operation eilte ein leichtfüßiger ällicher Kammerherr auf Gräfin Nortede zu und bot ihr den Arm. Solliß knirschte vor Aerger mit den Zähnen, denn er konnte nicht umhin, der allein zurückbleibenden Frau von Zyrinska seinen Arm zu geben; indessen manövrirte er geschickt genug, um an Asta's linker Seite Platz zu nehmen.

„Daß war perfide!“ flüsterte er ihr zu; „aber Sie sehen, ich bin ein geschickter Diplomat und gelange dennoch zu meinem Zwecke, wenn auch auf Umwegen.“

Um drei Uhr Morgens rollte endlich Asta's Wagen in das gräflich Nortede'sche Hotel. Der Graf hatte Ecarté gespielt und verloren: er war müde und verdrießlich.

Erst um zwölf Uhr am andern Morgen beendete die junge Frau ihre Toilette und ihr Frühstück; dann fuhr sie zur délibération der Quadrillen-Versammlung. Es wäre zu viel verlangt, wollten wir unsern Lesern zumuthen, die zweistündige wichtige Debatte über das

griechische Costume mit anzuhören; die verschiedenen Motionen und Amendements der stets einander bekämpfenden Wortführerinnen über die hochwichtigen Angelegenheiten der Auswahl von Farbe und Stoffen, ob Sammet oder Atlas, ob roth oder gelb! — so wie die Frau der großen Welt durch alle die Phasen und Intriguen und Proben bis zu dem großen Tage zu verfolgen, welche stets der ausschließliche Gegenstand der Gedanken einer fashionablen Gesellschaft bei der Aufführung einer Quadrille zu sein pflegt bis zu dem Mardi gras, wo in wenig Stunden die lang vorbereitete Lustbarkeit vorüberfliegt und nur lästige Rechnungen, oder die dadurch nur zu oft entstandenen persönlichen Feindschaften als Erinnerung an die Masquerade übrig bleiben.

Vergessen war in dem Taumel die kummervolle, mit einem harten Geschicke kämpfende Freundin. Die Gräfin verschob die Antwort, bis die geräuschvolle Zeit vorüber sei. In dieser verfolgen wir sie nicht; es hieße Deine Geduld mißbrauchen, o Leser! — lieber, bei weitem lieber wirst Du mit uns eine weite Seereise unternehmen. Schon liegt das Schiff Fiction reisefertig im Hafen, wir steigen ein; der frische Seewind der Fantasie bläht die Segel und führt uns pfeilschnell über den Ocean des Raumes und der Zeit, sicher geleitet vom Steuerruder des Gedankens — an Havannah's zauberische Gestade.

Sechstes Kapitel.

Die glühende Sonne der Tropen stand niedrig am wolkenlosen Himmel; nicht mehr fielen ihre Strahlen senkrecht herab auf die Häuser der Stadt, und der kühle Seewind erfrischte die heiße Luft des Sommertages; die Jalousieen öffneten sich, die Bewohner erwachten von der Siesta, und schon strömte die Bevölkerung aus den engen Mauern hinaus an das Ufer des Meeres auf die Promenade, welche bald von zahllosen Fuhrwerken belebt ward. In leichten offenen Behikeln lagen die schwarzäugigen reizenden Creolinnen, in weicher indolenter Ruhe zurückgelehnt in seidene Kissen, und athmeten mit dürstenden Lippen den frischen, kühlen Seewind nach der sengenden Hitze des Tages ein, der ihnen die würzigen Blumendüfte der nahen Gärten zutrug. Fußgänger und Reiter um-

gaben die Wagen, der dunkle, phantastisch gekleidete Guagiro, wie der modische Europäer — und wechselten Blicke und Grüsse mit den schönen dunkeln Blumen Havannah's.

In dem bunten Gemische wanderten zwei hochgewachsene Jünglinge Arm in Arm hart am Ufer der See, unter den hohen, schattigen Bäumen der Promenade; in tiefer Bläue breitete sich das spiegelglatte Meer vor ihnen aus, dessen eintönige, am Ufer sich brechende Brandung von dem Geräusche der Wagen übertönt ward. Fernhin wehten die buntfarbigen Flaggen der Schiffe, deren Wald von Mastbäumen den Hafen bezeichnete. — Die beiden Freunde schienen die unfern von ihnen sich bewegende Menschenmenge nicht zu beachten, sondern in Gespräch vertieft oder in Gedanken verloren zu sein. Die kräftigen Gestalten der beiden jungen Leute, ihr helles Haar und die noch frische Gesichtsfarbe contrastirten mit den sie umgebenden Südländern und bezeichneten sie als Söhne des Nordens; sie sprachen vom Vaterlande, ihren Plänen, Ausichten — und Erinnerungen.

Der Eine trug das Gepräge der heitern Offenheit; sein blaues Auge glänzte von jugendlich frischer Lebendigkeit; man sah es ihm an, daß Sorge und Gram ihm fremd geblieben, ein heiteres Loos ihm die Jugend ungetrübt gelassen, das Leben vielversprechend vor ihm da lag; und Richard Courteney

war ganz dazu gemacht, den Schaum des Lebensgenusses abzuschöpfen, ohne die Tiefen desselben zu ergründen.

Still und ernst dagegen, mit dem Gepräge der Schwermuth, welches eine gegen Mißgeschick ankämpfende Jugend ihm aufgedrückt, mit dem Zuge der Bitterkeit des Mißmuthes bisweilen — gewöhnlich aber gemildert durch das edele, ihm angeborene Wohlwollen für alle Menschen und fast zu sensitive Mitgefühl für ihre Leiden — war sein Begleiter Berthold Willau.

Beide jungen Leute waren angestellt in reichen Handlungshäusern. Der junge Engländer, Sohn eines reichen Kaufmannes in Liverpool, sah vor sich die angenehme Aussicht, in wenig Jahren, unterstützt von dem Credit und Capitalien seines Vaters, bei Umsicht und Thätigkeit ein reicher Mann zu werden, während Willau einzig und allein auf seine Persönlichkeit und eigenen Talente hingewiesen war, um sich eine Stellung und Vermögen zu erwerben. Berthold war nach Havannah gekommen, um ein reicher Mann zu werden; rastlos thätig, streng rechtlich, zuverlässig und umsichtig, erwarb er sich bald das Vertrauen seines Chefs und bekleidete eine lucrative Stelle in dessen Comptoir. So angenehm er vermöge seines reichlichen Gehaltes zu leben vermogte, so genußreiche Circle ihm eröffnet wurden durch die Verbindungen

seines Prinzipals, so war Berthold unglücklich, unzufrieden, denn es bot sich ihm keine Aussicht zu einer unabhängigen Stellung dar; er kam nicht weiter, und Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner; denn er hatte über keine Capitalien zu verfügen, wie sein Freund Courteney. —

Mit diesem zusammen bewohnte er ein kleines anmuthiges Landhaus am Ufer des Meeres, außer der Stadt. So verschieden ihre Charaktere, so ergänzten sich die beiden Freunde im Umgange. Courteney erheiterte Willau durch sein harmloses, lebensfrohes Wesen, und Berthold's Ernst und Festigkeit wirkte vortheilhaft auf seinen oft gedankenlosen Freund ein.

„Nun, Willau, woran denkst Du?“ sagte Richard, als sie eine Weile stumm neben einander gegangen waren und Willau unverwandten Blickes auf das Meer hinausgesehen hatte.

„Was siehst Du denn dort so schönes Anziehendes — was macht Dich so gefühllos für die dort vorüberrauchenden Sennoras hinter ihren Fächern, denen Du keinen Blick zuwendest?“

„Ich dachte an mein Vaterland,“ entgegnete Berthold; „jenes Schiff, welches nach Europa bestimmt ist, sieht so einladend aus; ich malte es mir in Gedanken vor, wie angenehm es sein müßte, als reicher Mann es zu besteigen, diesem sengenden Himmel für immer Valet zu sagen, dann zurückzu-

kehren und das Erworbene dort zu genießen, es zu theilen mit Denen, die mir lieb sind . . . doch Du kennst das Gefühl der nagenden Sehnsucht, des Heimwehs nicht; du Glücklicher bist überall zufrieden und hast Ursache dazu, denn wem das Leben von der Kindheit an mit allen Freuden entgegenkommt und nur zum Genuße einzuladen scheint, muß sich wohl und heimisch fühlen, wo es auch sei."

„Soll ich Dir sagen, was Dir fehlt, Willau? Du verschließt Dein Herz gegen die Genüsse des Augenblickes, um einem Fantome von Glück in der Zukunft — oder der Vergangenheit, was weiß ich — nachzujagen. Deffne Dein Herz den Reizen der schönen dunkeln Creolinnen — kurz in einem Worte: versuche, Dich zu verlieben. Du sollst sehn, dann entflieht das Heimweh, wie mit einem Zauberschlage, und Deine Heimath ist unter dem Dache Deiner Schönen, sowie das Land meiner Sehnsucht jetzt die Villa des Don Taddeo ist. Ich kann nicht begreifen, wo meine holde Carmencita, sein reizendes Töchterlein, heute Abend bleibt, sonst ist sie eine der ersten Senoras auf der Promenade; sie liebt die kühle Seebrise besonders, so schmeichle ich mir, wenn der Zephyr ihr meinen Gruß zuträgt. O Berthold, giebt es etwas Verführerischeres, etwas Schöneres, als dieses schwarze Auge, verschleiert von dunkeln langen

Wimpern, dessen Tiefe und Gluth die liebende Seele des eben aufblühenden Mädchens enthüllt?"

„Beim Himmel! ich glaube, Du bist ernstlich verliebt, Courteney; sage mir, wie lange hält dieses Gefühl schon an? Ist es eben so ephemerer Natur, als Deine bisherigen Creolen = Zeitvertreibe, oder denkst Du ernstlich daran, die Donna Carmen Mierto zu Deiner Gattin zu machen; und hast Du wohl die Schwierigkeiten bedacht, welche für einen Engländer das Unternehmen hat, eine streng katholische reiche junge Creolin zu erobern?"

„Gewiß habe ich dieß Alles überlegt; schon seit drei Monaten habe ich keinen andern Gedanken, als die Carmencita, und was die Schwierigkeiten betrifft . . ."

Indem rollte ein leichter offner Wagen oder sogenannter Bolante vorüber; ein anmuthiges Köpfchen, verschleiert von durchsichtigem Spitzengewebe, beugte sich heraus und Courteney's leuchtende Augen empfingen den Gruß seiner Geliebten. Mit erhöhter Lebendigkeit fuhr er fort:

„Du weißt, Willau, daß ich recht gute Aussichten habe, und Don Taddeo ist es nicht unbekannt, daß mein Vater reich ist. Wenn ich ihn auf seiner Kaffee = Plantage besuche, werde ich stets gut empfangen. Was nun seine schöne Tochter betrifft, so glaube

ich, auf ihre Bundesgenossenschaft gegen seine Vorurtheile rechnen zu können. Die Liebe ist der Cultus, welchen eine feurige Creolin vor allem Andern verlangt; selbst wenn sie in der Kirche andächtig ihren Rosenkranz gebetet und vor dem Bilde der Madonna gekniet hat, — erhält der nicht fern vor ihr stehende Ketzer jedesmal den freundlichsten, tolerantesten Gruß; ja sogar das Weihwasser nahm sie lezthin von meiner profanen Hand bereitwillig an, mit einem Blicke — o Willau! den zu beschreiben, fehlt mir Byron's dichterisches Genie!“

Unter diesen Gesprächen hatten die Freunde die Promenade verlassen; weiter und weiter wanderten sie am Meeresufer entlang, bis sie nahe zu dem Hafen gelangten, und gebannt standen sie jetzt still, um den herrlichen Anblick der untergehenden Sonne zu genießen, deren glühende goldne Strahlen auf der blauen Fläche des Meeres in den vom Abendwinde leicht gekräuselten Wellen zitterten. Ein erst vor Kurzem angelangtes Schiff lag unfern der Rhede; noch waren die Segel nicht eingezogen, sondern leuchteten silberweiß auf dem azurnen Hintergrunde. Vom Mastbaume wehte Hispania's Flagge. Berthold erschöpfte sich in Vermuthungen über den Zweck und die Ladung des eben geankerten Schiffes. —

„Das kann ich Dir sagen, Willau,“ erwiderte Courteney; „jenes so heiter und kühn scheinende glän-

zende Schiff, welches so eben die Wellen stolz durchschnitten hat und nun, ein Bild der Ruhe, im Hafen liegt, birgt in seinen Eingeweiden die schauderhaftesten Scenen, die empörendste Erniedrigung der menschlichen Natur. Es ist ein Schlavenschiff, welches schon lange erwartet wurde und den Plantagen von Zuckerrohr und Kaffee neue Zufuhr an Schwarzen bringt. Es kommt direct von Afrika, von einem der Slavendepots an jener Küste. Ha, wann wird dieser infame Handel aufhören, zu dessen Abschaffung mein edles Vaterland so viele Opfer bringt, so begeisternde Aufrufe an die Menschlichkeit und die besten Gefühle der Nationen richtete, und leider mit wie wenig Erfolg!" —

„Bist Du nicht zu streng in Deinem Urtheile über den Schladenhandel, Courteney? Ist es nicht ein nothwendiges Uebel, eine Lebensfrage für die Colonieen in den Tropenländern? Sehen wir nicht täglich hier, wie die Zucker-, Kaffee- und Cacao-Plantagen ohne die Neger und ihre der Hitze gewohnten kräftigen Naturen nicht bearbeitet werden können? Ist das Loos, welches sie verlassen, wohl viel besser, und empfinden sie bei der niedrigen Culturstufe, auf welcher die Neger in den Bildnissen Afrika's stehen, den Verlust der Freiheit wohl so sehr, als wir meinen? Und wie gut werden sie von den meisten ihrer Herren behandelt, aus eiguem Interesse ihrer

Erhaltung, ich gebe es zu; aber wenn man ihnen die Freiheit bietet — Du weißt, wie oft diese Beispiele vorkommen —, so weigern sie sich, ein Gut anzunehmen, welches sie nicht zu benutzen wissen. Wie anhänglich sind sie stets an die Familie ihres Herrn!”

„Nun wahrlich, Willau, daß hätte ich nicht von Dir erwartet! Du, ein Vertheidiger des Sklavenhandels! Du, der wohlwollende, menschenfreundliche Willau! Ich bitte Dich, nimm ein Boot, lasse Dich an Bord jenes Schiffes rudern, besieh das Innere, die zusammengedrängten Reihen der Glenden, wie wilde Thiere im untern Raume eingesperrt — schwarze Menschen, deren von der unsrigen abweichende Farbe der Fluch ist, welcher sie unserer Gewinnsucht zur Exportation wie Lastthiere preisgiebt!”

„Wenn Du mich begleiten willst, Courteney, so hätte ich wohl Lust, Deinem Rathe zu folgen, man muß Alles sehen und kennen lernen. Komm, der Abend ist schön kühl, laß uns jenes Boot anrufen, um uns an Bord des Sklavenschiffes rudern zu lassen.“

Um keinen Preis betrete ich ein solches Pandämonium zum zweiten Male!” entgegnete der Engländer lebhaft. — „Nein, Willau, ich kann Dir von keinem Nutzen bei dieser Fahrt sein, darum verschone mich damit. Zudem muß ich noch einen Gruß, einen Blick von meiner Carmencita erhaschen, noch ist sie

auf der Promenade; ich muß eilen, ihr noch einmal zu begegnen; Deine Misanthropie verlockte mich schon zu weit auf diesem einsamen Wege . . . Auf Wiedersehn!“

Mit diesen Worten entfernte sich Courteney und schlug den Rückweg nach der Promenade ein.

Willau's Neugierde war einmal rege geworden; mit dem seltsamen, geheimnißvollen Drange unseres Herzens, eine schauerliche Eruption in den Tiefen der Seele zu empfinden, welche uns in ein ergreifendes Trauerspiel, ja sogar auf den Richtplatz führt, eilte er, ein Boot zu nehmen, und wenige Minuten nachher schaukelte er auf den leicht bewegten Wogen des Meeres, erreichte das Slavenschiff und war auf dem Verdecke desselben.

Der Eigenthümer der Schiffsladung ging auf und ab, seine Cigarre behaglich rauchend; er empfing den jungen Mann zuvorkommend, solcher Besuche von jungen Plantagenbesitzern gewöhnt, welche oft kamen, um Slaven an Bord auszuwählen, ehe dieselben der Concurrenz auf dem Slavenmarkte zur Schau gestellt wurden.

Berthold ließ ihn in diesem Glauben, um in den unteren Schiffsraum zu gelangen, und bereitwillig stieg der Slavenhändler mit dem jungen Kaufmanne in sein wohlournirtes Magazin hinab und schloß die Thür auf, welche zu dem Zwischendeck führte.

Ein mephitischer Qualm entstieg dem halbdunklen Behälter, dessen von Menschen überfüllter Raum nur durch zwei geöffnete Luken einen dürstigen Luftzug erhielt. Ein unheimlich murmelndes Geräusch, dazwischen Klagetöne oder heftige Streitreden in fremden, unverständlichen Zungen ward vernehmbar. Wo aber Worte finden, um den Anblick zu schildern, welcher vor Berthold's Augen zurückschreckend sich enthüllte. Auf halbverfaulten Strohbinden lagen oder saßen die unglücklichen, der Heimath und Freiheit für immer entrissenen Opfer der Habsucht und harrten dem Ende ihrer qualvollen Reise in der glühenden Sonnenhitze, deren Pein durch den engen Raum und die Ausdünstung so vieler Menschen noch vermehrt wurde — um zu neuer Plage, Arbeit und Schmach der Willkür ihrer Käufer überliefert zu werden.

Einige wildblickende, kräftige junge Neger saßen aufrecht und schienen in lebhaftem Wortwechsel begriffen — daneben lag einer derselben mit zerfleischtem blutigen Gesichte, das Opfer eines unter diesen ungebändigten Tigern der Wüste ausgebrochenen Kampfes, den nur die Peitsche und Drohung des Aufseher's zu dämpfen vermogte. Dort lagen die Schwächeren, erkrankt und ermattet von der Reise und der dumpfen Luft ihres schwimmenden Kerkers; ja, einer von ihnen schien dem Tode — der Erlösung — nahe. An der anderen Seite des Raumes gewahrte Berthold

die Negerinnen, von den Männern geschieden. Klagend, jammernd oder unter der Last ihrer Leiden stumm erliegend, kauerten die Meisten auf ihren Strohlagern. Matter, stiller, als alle Uebrigen, lag in einem Winkel ein kaum der Kindheit entwachsenes Negermädchen; ihre zarten Glieder schienen unter der Last des Grames mehr noch erdrückt, als unter den Strapazen der Reise. Berthold's Blick ward unwiderstehlich gefesselt durch die unter Schwarzen bisher noch nie gesehenen symmetrischen Formen der jungen Negerin, welche einer in schwarzen Marmor sorgfältig gemeißelten Venus nicht unähnlich waren. Mehr noch, als ihre Körperschönheit, zeichnete sie der thränenfeuchte Schmerzensblick ihres dunklen, von bläulichem Weiß hervorgehobenen Auges vor dem thierisch dumpfen Ausdrücke ihrer Gefährten aus.

Der Sklavenhändler bemerkte Willau's Bewegung bei dem Anblicke der schwarzen Schönheit; mit einem feinen Lächeln sagte er: „Diese, Myllah heißt sie, wird zur Arbeit in der Plantage nicht viel taugen, sie ist zu schwach und zart gebaut; dagegen wird sie zu Dienstleistungen im Hause sehr brauchbar sein; da sie so schwach ist, lasse ich sie um den halben Preis.“

Wie ein Blitzstrahl fuhr der Gedanke Berthold plötzlich durch den Kopf: Wie, wenn ich dieß leidende, reizende Geschöpf retten könnte von der qualvollen Vier Lebenswege.

Existenz, die ihr bevorsteht! Und er frug nach dem Preise Myllah's.

„Ich lasse sie Euch, Sennor, um 250 Dollars! — Ich verliere fünfzig daran, aber da sie so zart ist, eile ich, sie loszuschlagen, damit sie mir nicht ganz unbrauchbar wird.“

Berthold besann sich, überrechnete seine Ersparnisse, überlegte, ob es auch vernünftig sei, eine so große Summe hinzugeben. Schon siegte die Vernunft über die romantisch = excentrische Anwandlung von Großmuth, und schon wandte er sich zur anderen Seite. Im Begriffe, den Ort der Qual zu verlassen, konnte er nicht umhin, noch einen Blick auf Myllah zu werfen, als er an ihrem Lager vorüberschritt.

Mühsam hatte sie sich aufgerichtet, denn ihr intelligenter Blick hatte errathen, daß Berthold mit dem Sklavenhändler ihretwegen unterhandelte, und so bitzend, herzerweichend, mit gefalteten Händen blickte sie den schönen jungen Mann an, daß er mit unwiderstehlicher Gewalt von dem leidenschaftlichen Wunsche hingerissen ward, das arme Geschöpf zu befreien und zu besitzen.

Zweihundert Dollars gebe ich Euch für Myllah,“ rief er in bestimmtem Tone dem Sklavenhändler zu — „keinen Dollar mehr! . . .“

„Gut, angenommen! Sie ist Euer; morgen

bringe ich sie Euch und hole mein Geld. Eure Adresse?"

Berthold gab dem Spanier seine Karte. Erst als die raschen Ruderschläge seines Schiffers ihn über die schaukelnde See an's Ufer führten, der Mond am wolkenlosen Abendhimmel erschien und den Schaum der Uferwellen versilberte, ward es ihm klar, daß er, dem augenblicklichen Impulse folgend, eine große Thorheit begangen, und alle Einflüsterungen und Entschuldigungen des Herzens vermochten nicht, die unparteiische Stimme der Vernunft zu übertäuben. Beschämt und unzufrieden mit sich selber, langte er in seiner Wohnung an, die Fahrt nach dem Schiffe als unschuldige Ursache seiner Thorheit verwünschend, und suchte Courteney auf seinem Zimmer.

Der Engländer ging in dem anmuthigen Garten der Villa auf und nieder, rauchte seine Cigarre, lehnte sich über das Geländer der Terrasse am Ufer der See und dachte an Carmencita, als Berthold mit raschen Schritten auf ihn zueilte und ihm hastig den eben abgeschlossenen Handel, als Resultat seiner Fahrt, mittheilte.

„Vortrefflich!“ rief Courteney lachend, indem er stehen blieb und seine Cigarre aus dem Munde nahm und die Asche derselben am Geländer abstreifte, „si non è vero, è ben trovato! Eine hübsche Anekdote improvisirst Du da, Freund Willau, um meine

Leichtgläubigkeit auf die Probe zu setzen. Mein, Lieber, so leicht läßt sich Dick Courteney nicht anführen!“

„Courteney!“ sagte Berthold ernst — „Du irrst; ist denn die Sache so ganz unerhört, unglaublich?! Beim Himmel, ich habe Dir die reine Wahrheit gesagt.“

„Nicht möglich, Willau,“ entgegnete Courteney erstaunt — „Du wirst doch nicht! Haben wir denn die Rollen getauscht? Du, der bedachtsame, ernste, vernünftige Willau, der stets kopfschüttelnd meine Thorheiten rügt, hättest Dich von dem augenblicklichen Wohlgefallen und Mitleid hinreißen lassen, eine so bedeutende Summe zu verschleudern, um Dir eine Last aufzubürden. Zweihundert Dollars! aber Willau, ist es denn möglich! Wenn Du so wenig den Werth des Geldes kennst, so wirst Du nie das Ziel Deiner Wünsche erreichen und ein reicher Kaufmann werden!“

Berthold wurde ärgerlich über die wohlgemeinten Vorwürfe seines Freundes; so sehr er ihre Wahrheit anerkennen mußte — hatte er sich doch schon selbst dasselbe sagen müssen — so reizte ihn der jedem Menschen inwohnende Hang zum Widerspruche, seine excentrische Handlungsweise zu rechtfertigen — fast bitter entgegnete er:

„Ah, Courteney, das also ist Deine vielgepriesene englische Philantropie, Dein Haß gegen den

Sclavenhandel, Dein Mitgefühl für Deine schwarzen Nebenmenschen! Wenn es gilt, ein unglückliches Opfer diesem Schicksal durch die Hingabe einer elenden Summe Geldes zu entreißen, so machst Du mir Vorwürfe, als hätte ich die unglaublichste Thorheit begangen. Zudem ist die Sache noch gar nicht so unvortheilhaft; kann meine Sclavin nicht den Dienst eines Stubenmädchens in unserem Hause versehen, statt der alten Frau, welche dieses Geschäft jetzt besorgt?"

„Verzeih“, wenn ich Dich unterbreche, Willau, Du bist ungerecht und gereizt gegen mich. Wenn ich mit einem Aufwande von Gelde jenem schändlichen Handel ein Ende machen könnte, so würde auch ich kein pecuniäres Opfer scheuen; aber frage Dich selbst, ob Deine That nicht wie ein Tropfen im Meere verschwindet? Frage Dich, ob nicht Dein Wohlgefallen an der Schönheit des Negermädchens ein bedeutendes Gewicht in die Waagschaale Deiner Motive warf?"

Berthold schwieg betroffen; eine verlegene Röthe überzog seine Stirn. Der gutmüthige Richard fürchtete, ihn gekränkt zu haben; mit herzlicher Offenheit und freundlicher Geberde reichte er dem Freunde die Hand und sagte:

„Nonsens — Laß' uns um einer solchen Kleinigkeit willen nicht uneins werden und den fruchtlosen Wortwechsel aufgeben. Dein Sclavenhandel ist ein

fait accompli. Meinetwegen kaufe die ganze Ladung des Schiffes, es wird meiner Freundschaft keinen Abbruch thun!“

Berthold schüttelte gerührt die Hand des Engländers und entgegnete: „Du hast Recht, Courteney, ich bin ein thörichter Kerl, dessen Herz oft mit dem Kopfe davonläuft.“

„Weißt Du, was mir plötzlich durch den Kopf fährt —“ unterbrach ihn Richard — „o, ein capitaler Einfall! Lass' Deine schwarze Venus, statt des grandiosen Berufes des Stubenmädchens, bei unserem alten, eben nicht zu reinlichen Koche die Geheimnisse der Kochkunst studiren, und wenn sie die Zubereitung der Speisen in ihrem schwarzen Hirnkasten eingetragen hat und wir nicht mehr Gefahr laufen, eine auf afrikanische Manier zubereitete Schlange als Delikatesse zu verspeisen — so kann sie an die Stelle des alten Juan treten, und so machen wir am Ende gar noch eine nicht so übele Finanzspeculation!“

Der Plan gefiel beiden jungen Hausherren ganz ausnehmend und ward sofort in Ausführung gebracht.

Myllah ward am folgenden Tage abgeliefert und entwickelte eine merkwürdige Intelligenz in ihren neuen Functionen. In kurzer Zeit lernte sie sich in der spanischen Sprache verständlich machen, und Berthold

wurde mehr und mehr mit seiner romantischen Handlung durch ihre praktische Verwendung ausgesöhnt.

Und wäre noch ein Gedanke der Reue bei ihm zurückgeblieben, so hätte die überströmende Dankbarkeit und die glühende Verehrung der Sclavin für ihren Herrn und Erretter ihn besiegen müssen. Dazu war Myllah von seltener Schönheit, welche sich in dem ruhigen Leben der Villa nach den Mühseligkeiten der Reise wunderbar entfaltete. Die Symmetrie ihrer, aus der kindlichen Weichheit zur Jungfrau aufblühenden Gestalt war eines Canova nicht unwürdig. Ihre Gesichtszüge, es ist wahr, trugen den Stempel ihres Stammes, die aufgeworfenen rothen Lippen mit den Perlenzähnen, die kurze, unschöne Nase. Dagegen leuchteten ihre dunklen Augen mit dem Feuer der Leidenschaft, zuweilen auch gemildert und verschleiert durch den Blick der demüthigen, hingebenden Liebe.

Die Liebe — deren treibende Wärme die weiblichen Fähigkeiten mit Zauberkraft aus dem Schlummer der Kindheit erweckt und, wie die warme Frühlingssonne die Knospen, zur Blüthe und Frucht entwickelt —, erwachte in dem Busen des afrikanischen Kindes mit der Gluth ihrer heimatlichen Wüstenregionen. Willau, ihr Befreier aus den Qualen der Sklaverei, der gütige, freundliche Herr, der schöne weiße Mann, an dessen hoher Gestalt sie wie zu einem höheren Wesen emporblickte, war die Sonne ihrer

Tage, ihr einziger Gedanke — ihm zu dienen, seine geheimsten Wünsche zu erspähen die Anwendung ihrer Zeit, ein Wort, ein Blick von ihm ihr reichster Lohn!

Abends, wenn Willau spät aus den Zirkeln der Stadt heimkehrte, saß Myllah auf den Stufen der Treppe, athemlos harrend und lauschend auf des Herrn wohlbekannten festen Schritt. Alles war dann bereit, mit der zarten Sorgfalt einer liebenden Frauenhand geordnet; sein Schlafzimmer kühl, duftend von den würzigsten Blumen, deren narkotika Gerüche süße Träume verleihen; der kühle Sorbet, die erfrischende Limonade stand einladend auf dem Tische.

Oder wenn Berthold ermüdet in der Mittags- hitze von der Morgenarbeit im Comptoire zu Hause ausruhte, auf kühler Matte, über den Divan gebreitet, im halbdunklen Zimmer Siesta hielt und die erdrückende Atmosphäre des tropischen Tages jede Bewegung erschwerte, ja fast die Gedanken paralyisirte, dann stand die Sclavin, keine Hitze und Ermüdung kennend, neben ihm und wehte mit dem großen Fächer dem Schlummernden Kühlung zu und verscheuchte die lästigen Insekten, jene Feinde der Ruhe in dem tropischen Klima.

Einst, als Willau von einem Fieber befallen ward und die Diener des Hauses, die Ansteckung

fürchtend, seine Nähe flohen, wich Myllah weder Tag noch Nacht von seinem Lager; kein Schlaf kam in ihre Augen, welche die Sorge wach erhielt. Wenn Berthold von seinen Fieberfantasieen einen Augenblick zum Bewußtsein erwachte, so sah er stets das dunkle Augenpaar der Slavin mit dem Ausdrücke der Sorge und Liebe unverwandt auf ihn geheftet, welche unermüdlich, mit auf der Brust gekreuzten Armen am Fuße seines Lagers stehend, ausharrte.

Noch ermattet von der überstandenen Krankheit, aber mit dem entzückenden Gefühle des wiederkehrenden Wohlbefindens, liebte es Berthold, Abends am Ufer des Meeres in seinem paradiesischen Garten zu sitzen. Smaragdgrüne breitblättrige Bananengebüsche bildeten mit den federartigen Zweigen der Palmen ein dichtes Laubdach, umschlungen von den biegsamen Ranken der Lianen und üppigen Schlinggewächse; der schroffe Abhang des felsigen Ufers stieg senkrecht hinab bis an das blaue Meer, dessen Gluthen sich an dem zackigen Gesteine schäumend brachen; zahllose stachelige, bläuliche Aloes mit ihren hohen goldgelben Blüthenschäften wucherten in den Spalten des Felsens, und üppige fleischige Cactusgewächse mit duftenden und farbigen Blüthen bedeckten das Gestein. In den Gebüschten flatterten buntschillernde Colibris wie gefiederte Schmetterlinge. Unabsehbar dehnte sich vor diesem, mit allen Rei-

zen der Tropennatur verschwenderisch ausgestatteten Plätze die weite blaue Fläche des Meeres aus, nur zur Seite begrenzt von den weißen Häusern und Villas der Stadt. Stundenlang saß er hier, versunken in dem überreichen Anblicke, wenn die Sonne, schnell verschwindend, ihre glänzende Kugel in das Meer untertauchte und ihre letzten glühenden Strahlen auf den Wellen zitternd erstarben und nach kurzer Dämmerung der phosphorische Glanz des Nachgestirns die Landschaft mit neuen, milderer Reizen umfloß, die Umrisse undeutlicher wurden, die zahllosen funkelnden Lichter der Stadt und das einsame des Leuchtthurms herüberschimmerten — wenn der Mond, in der See sich spiegelnd, einzelne Silberwellen des Ufers hell beleuchtete, die, von dem Abendwinde getrieben, an dem Felsen mit einschläfernd monotoner Brandung plätscherten.

Dann zog vor Berthold's Seele die Fantasmagorie der Vergangenheit vorüber, Rosenau's friedlich deutsches Bild, mit den Spielen und Erinnerungen der Kindheit, des Vaterhauses. Dann Hamburg's buntes, geschäftiges Treiben, die Pläne und unruhigen Wünsche des Knaben — Asta's leuchtende Schönheit im Brautgewande — und der Graf mit dem hochmüthigen, herablassenden Wesen. — Dann kam die Zukunft: Thätigkeit, Speculationen, Gewinn, Reichthum, Rückkehr in's Vaterland, be-

friedigter Stolz im Besitze selbsterworbenen Ansehens!

Ein Geräusch ließ sich vernehmen in dem Laubengange von Hymenäen, ein leichter Schritt war es; die Slavine nahte schüchtern zagend, zu Berthold's Füßen ließ sie sich nieder und schaute zu ihm auf. Was war ihr das Meer, das Gebüsch, die Blumen, der Mond? Sie sah nur den Herrn — konnte dieser gleichgültig bleiben für so viel Liebe und Hingebung? Nein, auch in seinem empfänglichen Gemüthe loderte bald die Flamme der Leidenschaft — vergessen war Vergangenheit, Zukunft in dem Genuße der entzückenden Gegenwart . . .

Courteney war viel abwesend in Geschäften. Seine Werbung um Carmen Mierto nahm eine günstige Wendung, und jede müßige Minute widmete er der Plantage des Don Taddeo. Jedoch nahm er kopfschüttelnd Berthold's Verblendung wahr.

„Nimm Dich in Acht,“ sagte er dann, „eine Negerin ist ein gefährliches Geschöpf, und Deine schwarze Taube, wie Du sie nennst, kann leicht zur afrikanischen Tigerin werden!“

Indessen besserten sich auch Willau's pekuniäre Verhältnisse und gaben ihm Grund zu sanguinischen Hoffnungen. Er war bereits Chef des Comptoirs Fawkes und Price. Durch einige geschickte Dienstleistungen steigerte er das Vertrauen seiner Principale,

und als Price seiner wankenden Gesundheit halber nach England zurückkehrte und sein Vermögen aus dem Geschäfte zog, erhielt Willau auf dessen warme Empfehlung von Mr. Fawkes den Antrag, an Price's Stelle als Associé einzutreten. In dieser Stellung durfte er hoffen, sich dem Ziele seines Strebens, ein unabhängiges Vermögen zu erwerben, um viele Schritte zu nähern.

Siebentes Kapitel.

Weniger heiter und vielversprechend hatte sich indessen Julianen's Loos gestaltet. Zwei Jahre lang vegetirte sie bereits in der nüchternen Atmosphäre der kleinen Provinzial-Stadt. Ihr Leben glich einem fortlaufenden Novembertage, dem kein Schnee und Frost des Winters und keine Gluth des Sommers ein bestimmtes Gepräge ausdrückt, und durch dessen einförmig bleiernes Gewölk nur selten der fahle Sonnenstrahl eines heitern Augenblickes bricht.

Das Gefühl, ihre Pflicht treulich zu erfüllen, und die Frucht ihrer mühevollen Stunden an den Fortschritten ihrer Zöglinge wahrzunehmen, hätte Liane für manche Entbehrung entschädigt, allein auch hierin waren ihr die Hände gebunden, denn die Frau Ober-

Landes = Gerichts = Rätthin wollte die oberste Leitung der Erziehungs = Angelegenheiten nicht aus den Händen geben und trat stets störend in der Erzieherin Wirken ein. Dazu kam, daß sie eine viel zu sparsame Wirthin war, um im Winter zwei Zimmer unnöthiger Weise heizen zu lassen; unter dem Vorwande, dem Unterrichte beizuwohnen, ließ sie sich in Lianen's Stübchen häuslich nieder, und verließ es nur, um Besuche zu empfangen oder zu geben. Im ersten Falle ward das Prunkzimmer schleunig geheizt, und der Rauch sowie der Geruch der Ofenschwärze verriethen den Gästen, daß wirklich Feuer im Ofen brenne, während sie vor Kälte zitternd in den geschmückten unwohnlichen Räumen sich aufhielten.

Die Fortschritte der Kinder im Französischen und anderen nützlichen Zweigen des Unterrichtes erfreuten Liane oft; die Mutter der Kleinen aber war nie zufrieden, als wenn die Kleinen sich die glänzenden Talente ihrer Lehrerin vergeblich anzueignen strebten und ihre Zeit bei der Erlernung von Dingen verschwendeten, wozu der Götterfunke des Genies gehört. „Glauben Sie mir, liebe Liane,“ sagte die verblendete Mutter, „meine Marie hat ein entschieden ausgesprochenes Talent zur Musik, sowie Caroline zum Zeichnen, und ich ersuche Sie recht dringend, diesen seltenen Naturanlagen den größten Theil Ihrer Zeit zuzuwenden.“ Ließ Liane die Kleinen Tonleitern und

die nothwendigen Vorübungen spielen, um die steifen Hände zur Ausführung schwerer Stücke vorzubereiten, so rief die Mutter ungeduldig:

„Liebe Liane, Sie verderben dem Kinde die Lust zum Spielen mit den pedantischen Uebungen; lassen Sie Marie einen Strauß'schen Walzer, oder eine Variation von Herz spielen, damit sie Geschmack an der Musik bekommt.“ — Nach denselben Grundsätzen mußte Caroline einen Kupferstich der Madonna della Sedia copiren, als sie noch nicht vermogte einen correcten Strich, geschweige denn eine Nase oder ein Auge zu zeichnen.

An geistiger Nahrung fehlte es der jungen Erzieherin gänzlich.

Bücher, diese guten Freunde eines freudlosen Daseins, welche zwar nicht vermögen, es zu beglücken, wohl aber erträglich zu machen, waren eine Seltenheit im Hause Glittersdorf. Die Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin las zwar recht viel; aber ihre Lectüre beschränkte sich auf die schwarz und braun gebundenen, schmutzigen, zerlesenen, wohlbekannten Bücher der Leihbibliothek des Ortes, welche die mittelmäßigen Uebersetzungen des George Sand, Paul de Kock und anderer französischen Romane, oder die Productionen der leichtesten Art deutscher Literatur enthielt.

Diese barg sie sorgfältig vor Lianen: dagegen erhielt sie Niemeyer's Werk über Erziehung. — Tand die Frau

Ober = Landes = Gerichts = Rätthin sie lesend oder schreibend, so ersuchte sie die Erzieherin im mißbilligenden Tone, sich etwas mehr mit den Kindern zu beschäftigen; war dagegen Lianen's kunstfertige Hand mit einer Stickerei für die Gebieterin beschäftigt, so erhielten die Kinder nicht selten einen freien Nachmittag, um ihr Muße zur Vollendung derselben zu gewähren.

In den prosaischen Umgebungen, den täglichen kleinen Nadelstichen einer rücksichtslosen Begegnung engherziger Personen, erstarb auch Lianen's poetische Neigung; ihre Lyra lag, vom Staube des Alltagslebens bedeckt, in dem geheimsten Schiebsfache ihrer gedrückten Seele verborgen. Selbst in der Dämmerstunde, in deren unbestimmtem zaubrischen Lichte die Genien der Poesie so gern ihren Außerwählten erscheinen und ihnen die schönsten Gedanken und Bilder vorzaubern — entquoll kein Lied ihrem Gemüthe. — Wie wäre es auch möglich gewesen! ihre Aussicht ging auf einen engen Hof, in welchem Wäsche zum Trocknen aufgehängt im Winde flatterte. Gegenüber wohnte ein Schuhflicker, an dessen Fenster ein grünlich gelber, ärmlich aussehender Canarienvogel im niederen Käfige unermüdlich auf und niederhüpfte und doch in der Monotonie seines Daseins das frohe Lied nicht vergaß, welches zu Lianen herüber schmetterte — zu ihr, deren Lieder längst verstummt waren, deren Seele in dem einförmigen Kreislaufe ihres Lebens, im engen

Käfig ihres kleinen dunkeln Zimmers, nur zu seufzen vermochte.

Das Heimweh nach dem stillen Rosenau, der liebenden Umgebung, der goldenen Freiheit ihrer Kindheit nagte an ihrem Herzen; und dennoch mußte sie ausdauern, durfte nicht einmal daran denken, ihre Lage mit der Rückkehr zu der Mutter zu vertauschen.

Denn jeder Brief der hart bedrängten Frau brachte die Schilderung neuer Sorge, neuer Noth. Die stets fruchtlosen Versuche, dem Schacht des Kohlenwerkes von Rosenau seine verborgenen Schätze abzugewinnen, verschlangen die geringen Einkünfte des Gütchens, dessen Schuldenlast bereits den Werth erreichte. Täglich kamen Mahnungen unbezahlter Rechnungen, ungeduldiger Gläubiger. Ein Geräth nach dem andern verschwand aus dem Zimmer der unglücklichen Professorin Willau, um die ungestümen Forderungen zu befriedigen. Bald waren auch die letzten Hülfquellen erschöpft, ihr ältester Sohn mußte auf der Universität erhalten werden, und die Wellen der Noth drangen immer mehr auf sie ein. Wer zählt die demüthigenden Bitten der hartbedrängten Frau, an die mitleidlosen Gläubiger gerichtet, um Zeit zu erlangen, die ermattenden Gänge, die qualvollen Nächte der Sorge, auf schlaflosem Lager durchwacht, die täglichen Entbehrungen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse! Und dabei blieb ihr noch immer die Liebe zu der Schöpfung

Vier Lebenswege.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ihrer verstorbenen Gatten, die unbegreifliche sanguinische Hoffnung, die reichhaltige Kohlenader, die Quelle des Reichthums und Glückes, dennoch zu finden — so fuhr sie fort, zu suchen und zu hoffen, wie der Alchymist auch das letzte Goldstück im Tiegel schmilzt, um die Chimäre des Goldmachens zu realisiren.

Näher und näher rückte die bittere Nothwendigkeit, das Gütchen und Alles, was ihr daran so theuer war, den Gläubigern überlassen zu müssen, und diese drohende Wolke, welche immer schwärzer und näher heraufzog, verdunkelte das Leben der schwerheimgesuchten Frau, welche nun bald heimathlos sein sollte.

So stand es zu Hause, und Liane durfte nicht der Mutter Lasten vermehren, im Gegentheil, es war ihre heilige Pflicht, ihr den schwererworbenen Preis ihres Tagewerkes zu senden und in den peinlichen Verhältnissen ihres Berufes auszudauern. Der rauhe Wind des Lebens hatte schon die blühenden Rosen ihrer Wangen zu Lilien gebleicht, ihr dunkelblaues Auge glänzte nicht mehr von frischer Heiterkeit belebt; aber ihr Ausdruck war tiefer, seelenvoller geworden, — stiller, ernster, war sie noch eben so schön; ja, sie hatte den mächtigen Einzahlungsbrief der Natur an das Glück, die Schönheit, mit auf die Lebensreise bekommen, aber in der beschränkten Lage, zu welcher die Mittellosigkeit sie verdammt, löste sie nur Kränkungen und Schwierigkeiten von der stets so ge-

fährlichen Gabe — ihr glänzendes Aeußere erregte Eifersucht und Besorgniß in den engen Herzen der weniger begünstigten Frauen und erstickte jedes Wohlwollen für die fremde, ihnen untergeordnete Nebenbuhlerin. Ueberall trat ihre Schönheit dem Fortkommen in ihrem mühsamen Berufe hemmend entgegen und bereitete ihr schwere Stunden.

Lieutenant Zündholz hatte ihre Existenz beinahe vergessen, denn nur selten durfte Diane ihre Gebieterin in die Girkel der Stadt begleiten. Dagegen schien der Hausarzt, Doctor von Bogelmeier, ein ernstes Interesse für sie zu empfinden, und mit unsäglich bitterm Gefühlen verfolgte Fräulein Hulda Landsturm die wachsende Neigung des Doctors zu Diane, der vor ihrer Ankunft Hulda's Reizen ausschließlich gehuldigt hatte. Doctor von Bogelmeier war ein eitler, wenn auch geistreicher, gelehrter Mann; mit Genugthuung betrachtete er die heftige Leidenschaft der bereits verblühten Hulda, welche sich an diese letzte Hoffnung ihrer entschwindenden Jugend mit krampfhafter Hartnäckigkeit anklammerte. Sie war klug, gewandt, und fühlte sich glücklich, wenn Bogelmeier sich einen Abend hindurch viel mit ihr beschäftigte, hingerissen von der piquanten, satirischen, böshaften Unterhaltung des sechsunddreißigjährigen Fräuleins; es machte ihm Vergnügen, an der Heftigkeit ihrer Gefühle für ihn mit kalt secirender Hand zu experimentiren. Von Neuem erwachte dann

die Hoffnung der Leichtgläubigen in dem Busen, wo Neid und die Leidenschaft ihren Sitz hatten — sie glaubte dann durch ihre geistvolle Unterhaltung die Jugend und Schönheit ihrer Nebenbuhlerin überwunden und durch die Allgewalt der Liebe das Echo in des Doctors Herz geweckt zu haben. Hulda verstand Prosa in Reime zu bringen. (Entweihen wir nicht der Poesie Götternamen, indem wir sagen: sie dichtete! —)

Ein achtzehn Seiten langes zartes Gedicht entstand unter dem Einflusse ihrer Gefühle, hüllte sich in die Maske verstellter Namen, hinter welcher aber nur zu deutlich Doctor von Bogelmeier's bis in die Wolken erhobenes Bild hervorguckte, und die honigsüßen Reime der Schmeichelei beglückten den Doctor als ihre Gabe für sein Stammbuch. Der Frühling kam und Hulda träumte von Nachtigallenschlag und Liebeswonne.

Die schöne Jahreszeit brachte auch einen Gast in das Haus der Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin, und zwar ihren Onkel, den Wirklichen Geheimen Ober-Kunstrath Mastix, einen alten Junggesellen, der sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, welches die Räthin bereits als das rechtmäßige Erbtheil und Eigenthum ihrer Töchter betrachtete — Caroline war überdieß sein Pathchen.

Kunstrath Mastix hatte sich in seiner Jugend zum Maler ausbilden wollen und früh sich nach Sta-

lien, dem Vaterlande der Kunst, begeben. Hier konnte er sich bald überzeugen, daß seine Leistungen in derselben niemals gestatten würden, sich über die Alltäglichkeit zu erheben. Er fand aber bald ein Surrogat für den fehlgeschlagenen Beruf. Ein längerer Aufenthalt in Italien, Bekanntschaften in allen Kreisen bildeten sein Urtheil über Kunstproducte. Er wußte stets den günstigsten Augenblick zu wählen, um zu der Acquisition werthvoller Kunstgegenstände zu gelangen; diese verkaufte er dann mit großem Vortheile an leichtgläubige reiche Engländer, welche gern von ihren Continental-Touren dergleichen Andenken an Italien's classischen Boden in ihr nebeliges Vaterland mitbringen. Mastix's Ruf als Kunstkenner war bald anerkannt, und sein Vermögen nahm zu. Bald wußte er sich an den Höfen kunstliebender Fürsten durch die Besorgung guter Ankäufe zu empfehlen. Titel und Gehalt lohnnten seine Dienste, und der Verkehr mit hochstehenden Personen, sein erhabenstes Lebensziel, erhob ihn in seinen eignen Augen dergestalt, daß er mit Geringschätzung auf Seinesgleichen niedersah, nur von seinen vornehmen Freunden redete, in deren Glanze er wiederzustrahlen glaubte.

An einem Frühlingstage machte Diane, wie gewöhnlich, ihren Spaziergang mit den Kindern nach dem nahe gelegenen Berge. Es war ein lauer Frühlingstag. Das felsigte graue Gestein, mit saftiggrün-

nem Moose bekleidet, schimmerte zwischen den dunkeln, glänzenden Edeltannen, welche die Berge bedeckten. Hier und da stieg eine schwankende, hohe, einzelne Tanne aus dem Felsen, an welchen sich ihre Wurzeln anklammerten — in den klaren blauen Himmel hinaus. Ein sanfter Mairegen hatte die Natur erfrischt und die klare Sonne spiegelte sich in dem feuchten Moose und den Krystalltropfen, welche noch in den Tannen hingen. Lianen's Lieblingsspaziergang war einem Felsbache entlang, der über glatt gespülte Kiesel sein dunkelgrünes, weißschäumendes Wasser rauschend ergoß. Im weichen Moose hatte sie sich niedergelassen und ließ, während die Kinder im Gestein spielten und die blauen Vinkas und Primelblumen zum Frühlingsstrauß für die Erzieherin suchten.

Da führte ein Ohngefähr den Doctor von Vogelmeier denselben Weg, den er eingeschlagen, um in den Bergen zu botanisiren. Liane erhob sich schnell und trat den Rückweg an, schon ward es spät; sie mahnte ihre Pflégbefohlnen zur Heimkehr; der Doctor begleitete sie. Es war ihr unangenehm; ihr richtiges Gefühl sagte ihr, daß ein Spaziergang mit ihm, so zufällig das Zusammentreffen, nachtheilig gedeutet werden könne; da, als wären sie von der Tarantel gestochen, erklimmten die Kleinen einen steilen Bergpfad, wie behende Ziegen, mit dem Jubelrufe:

„Erdbeeren, reife Erdbeeren!“ Fort waren sie; von der Freude des Suchens und Findens ihres Lieblingsobstes immer weiter und weiter verlockt, achteten sie Lianen's Ruf nicht mehr. Sie eilte ihnen nach; schon ward es dämmerig, ein Stein mußte erklimmt werden. Der Doctor half ihr hinüber. „Welch ein Glück, diese Hand zu halten!“ sprach er mit leisem Druck derselben und behielt sie in der seinigen, als plötzlich hinter einem dunkeln Tannengebüsche drei hohe weiße Gestalten sichtbar wurden. Fräulein Hulda, Thecla und Seraphina von Landsturm, gefolgt von ihrer Mutter, kamen den Bergpfad herunter. — —

Hulda's Blick machte das Blut in Lianen's Adern erstarren, und die fliegende Röthe des Schreckens über das unangenehme Zusammentreffen wich der Blässe. Bald erreichte sie die Kinder, nahm die kleinen Deserteur an die Hand und trat den Rückweg an; sie eilte, die Fräuleins einzuholen.

Der Doctor sagte mit gleichgültiger Miene, ohne seine Ruhe einen Augenblick zu verlieren: „Vermuthlich haben die Damen auch botanisirt. Les beaux esprits se rencontrent; so findet sich hier eine improvisirte Partie zusammen, und der Mond wird bald aufgehen, um uns als Laterne zu leuchten.“

„Nicht so ganz improvisirt, scheint mir,“ entgegnete Hulda mit übelverhehlter Bitterkeit, indem sie dem treulosen Liebhaber einen vernichtenden Blick

zuwarf. — „Wir wollen nicht stören!“ fuhr sie fort, und mit einem Winke an ihre Mutter und Schwestern eilte sie voraus, indem sie dem Doctor und Lianen eine „Gute Nacht und viel Vergnügen!“ wünschte. —

Liane ging schweigend und vor Verdruss beugend ihnen nach. Mit einbrechender Dunkelheit erreichte sie das Haus.

Gulda's Blick verfolgte sie. Wie gern hätte sie ihr den Doctor gegönnt, denn er war ihr gleichgültig. Wie hätte auch der unschöne Mann mit den klug und listig blitzenden kleinen Augen, den rothen Händen und dem im Amtsberufe meist vernachlässigten Aeußern der jungen Dichterin gefallen können, deren hochgespannte Fantasie einen Frithjof, einen Maltraver's zum Ideale ihrer Jugendträume erkor! —

Einige Tage nach dem erlebten Abenteuer in den Bergen war eine größere Abendgesellschaft bei der Räthin, dem Kunstrathe zu Ehren. Befremdet bemerkte Liane, wie die jungen Damen sie geflissentlich mieden. Als sie sich in dem Kreise derselben niederlassen wollte, standen sie auf, wechselten bedeutungsvolle Blicke und verließen den Platz, um in das Nebenzimmer zu gehen, wo die Fräuleins von Landsturm ihren Bekannten fleißig in die Ohren zischelten. In dessen entschädigte der Kunstrath Liane für die erlittene Kränkung, er nahm an der Seite der Verlassenen

nen Platz und begann das Gespräch mit den Worten: „Die Herren wollten mich für ihren Rauchclubb im andern Zimmer anwerben, allein ich rauche niemals, ausgenommen beim Herzog M. . . , welcher ohne die Cigarre nicht leben kann, und da ich sein vertrauter Freund bin, so kann ich es nicht vermeiden, ihm den Gefallen zu erweisen. Aber heute Abend ziehe ich es vor, der Schönheit den verdienten Weihrauch der Huldigung darzubringen.“ —

Liane nahm die mit geckenhaftem Anstande, welchen ältere Herren einer jungen Schönheit gegenüber so leicht annehmen, vorgebrachte grobe Schmeichelei für Scherz und lächelte unbefangen; denn keine Ahnung hatte sie von den ernstlichen Absichten des großen Kunstrathes, welcher sich heute Abend unwiderstehlich glaubte und, mit allen Künsten der Toilette ausgerüstet, die Eroberung Lianen's zu vollenden hoffte. Sein silbergraues, die sechzig Jahre verrathendes struppiges Haar war mit Sepia täuschend gefärbt, ebenso der Bart, und nur die weißen Haarwurzeln waren im Widerspruche mit der jugendlichen Farbe derselben. Leider kannte Herr Mastix die Kunst eines gewissen alternden vornehmen Mannes nicht, die Runzeln zu entfernen, und verrätherische sogenannte Krähenfüße an den Schläfen, sowie die grauen Augenwimpern ließen keinen Zweifel über sein vorgerücktes Alter. Eine ziegelrothe Atlasweste, auf welcher eine dicke Uhrkette

mit ungeheuerem Petschaft und Carneol = Uherschlüssel prangte, zwei glänzende Orden auf dem modischen Fracke und weiße Glacé = Handschuhe vollendeten die Vorbereitungen des Freiers. Was dem Aeußern dennoch fehlte, sollte die Unterhaltung und eine glänzende Schilderung seiner Verhältnisse ersetzen.

„Sie waren niemals in der Hauptstadt, mein Fräulein?“ frug er.

„Niemals.“ —

„Dann wünschte ich, Sie kämen einmal mit meiner Nichte, mich dort zu besuchen. Ich bin zwar sehr beschäftigt; mein begonnenes Werk über die Etruskischen Alterthümer und den Standpunkt der Kunst bei jenem Volke, welches ich nächstens herauszugeben gedenke, nimmt den größten Theil meiner Zeit in Anspruch. Mehr noch die Anforderungen meiner Freunde in den hohen und höchsten Circeln. Dennoch werde ich mir ein Fest daraus machen, Ihnen alles Sehenswerthe der Residenz zu zeigen. Sie haben doch Freude an der Kunst?“ —

„Ich empfinde das lebhafteste Interesse dafür,“ entgegnete Diane; „leider hatte ich bisher nur selten Gelegenheit, ein schönes Bild oder eine gute Statue zu sehen.“

„Dann müßten Sie meine Sammlung sehen, Fräulein Willau. Ich hatte Gelegenheit, die kostbarsten Kunstschätze in Italien zu acquiriren. Unter Anderem besitze ich den Torso der ächten Venus des

Phidias; jene der Medici ist nur eine Copie, von einem Schüler des großen Griechen ausgeführt. Die meinige ist die ächte; ein jeder Kenner muß es auf den ersten Blick sehen; es fehlen leider der Kopf und die Arme, auch vom linken Fuße sind drei Zehen, die große und zwei kleine, abgebrochen, aber selbst dieser Mangel stört den wahren Kunstfreund nicht beim Anblicke des unvergleichlichen Meisterwerkes! Es wurden mir bereits 15,000 Thaler dafür von einem Engländer geboten, aber unter 30,000 Thalern gebe ich den Torso nicht weg, den ich so glücklich war, von einem römischen Fürsten, der sich in augenblicklicher Geldnoth befand, für einen geringen Preis zu erlangen. Ja, Fräulein Willau, Italien ist das Land für einen Kunstkenner; wenn man nur die Gelegenheit zu benutzen weiß, kann man noch viele verborgene Schätze dort auffinden. So z. B. habe ich auch das Glück, einen ächten Raphael in meiner Gemäldegalerie zu besitzen, zwei Leonardo da Vinci und einen Andrea del Sarto. Der Raphael, ein weibliches Portrait, war übermalt; ich kaufte das Bild, wischte an der Farbe, siehe da, eine Nase erschien unter der dick aufgetragenen Uebermalung, welche einst das Bild in Kriegszeiten vor dem Schicksale so manches andern Kunstwerkes, in fremde Länder transportirt zu werden, schützen sollte. Ich entfernte sorgfältig die schützende Decke, und bald trat mein Raphael

in unverkennbarer Farbenpracht mit der eigenthümlichen Rundung und Weichheit des Fleisches, dem lebendigen Ausdrucke und dem dunkelgrünen Hintergrunde, welche jenen großen Meister bei seinen Portraits characterisiren, meinen überraschten Blicken entgegen. Meine Galerie wird von den höchsten und allerhöchsten Herrschaften nicht selten mit einem Besuche beehrt; es ist Schade, daß das Local, worin dieselbe aufgestellt, zu klein ist und kein günstiges Licht zuläßt. Ich habe mich bisher in einer kleinen Wohnung beholfen, wenn ich aber meinen Lieblingsplan ausführe, mir eine Häuslichkeit zu bilden, wonach mein Herz verlangt, so werde ich mich glänzend und geräumig einrichten. Bisher habe ich mich niemals entschließen können, eine Wahl zu treffen; jetzt aber glaube ich ein Wesen gefunden zu haben, welches allen meinen Anforderungen entspricht; und es soll mir eine besondere Freude sein, eine schöne junge Frau an meiner Hand in die Circel zu führen, welche ich frequentire . . ."

Die letzten Worte sprach der Kunstrath in so zärtlichem, bedeutsamen Tone, mit einem so vielsagenden Blicke, daß Lianen plötzlich ein Licht aufging. Bisher hatte sie sich des väterlichen Wohlwollens des alten Herrn erfreut; obgleich sie seine Prahlereien belächelte, fand sie Geschmack an seinen Erzählungen

von Italien und seinen Urtheilen über die Kunst, wobei sie sich zu belehren glaubte.

Jetzt konnte ihr kein Zweifel über die Natur seiner Zuneigung mehr bleiben; der Kunstrath wollte sie zu dem glücklichen Loose erheben, seine Gattin zu werden, sie sollte den Torso der ächten Venus mit besitzen und der Glanz seiner vornehmen Bekanntschaften auf sie wiederstrahlen. Verlegen und erschrocken stand sie auf, verließ das Zimmer und näherte sich der Ober-Landes-Gerichts-Räthin, welche im eifrigen Gespräche mit Fräulein Hulda von Landsturm vertieft in der Nebenstube saß.

„Wo sind die Kinder?“ frug Liane, sie mit den Augen suchend. „Mein Gott, schon fort — schon zur Ruhe gebracht?“ . . .

„Es ist ziemlich spät für diese Frage,“ entgegnete die Gebieterin in gereiztem Tone, welcher die innere Aufregung verrieth. „Fräulein Willau unterhält sich stets so angelegentlich mit den Herren, daß ich heute die Pflicht, für die Kinder zu sorgen, selber übernahm.“ —

Liane erröthete vor Aerger und sagte ziemlich kurz: „Verzeihen Sie, Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin, es ist noch nicht neun Uhr, ich wußte nicht, daß die Kinder heute eine halbe Stunde früher als gewöhnlich zur Ruhe gehen sollten.“

Dann verneigte sie sich, indem sie der Räthin

eine gute Nacht wünschte, und verließ das Zimmer. —

Fräulein Hulda hatte indessen ihre Zeit gut benutzt, ihre Karten wohl gemischt, um ihre Nebenbuhlerin aus dem Wege zu schaffen. Mit theilnehmendem Tone beklagte sie die Rätthin, ihre Kinder einer Erzieherin anvertrauen zu müssen, deren Beispiel nachtheilig und gefährlich auf die noch weichen, zarten Seelen einwirken müsse. — Dann erzählte sie das Zusammentreffen mit Lianen in dem Bergpfade, welches, von ihrer Beredtsamkeit vorgetragen, Dichtung und Wahrheit vermischend, den Anschein eines Rendezvous derselben bei einbrechender Dunkelheit mit dem Doctor von Vogelmeier hatte. Dazu ward der Umstand hervorgehoben, daß er ihre Hand in der seinigen gehalten, ein glühender Kuß ward hinzugesetzt, um dem interessanten Gemälde des Zusammentreffens mehr Rundung zu verleihen, als die reine nackte Wahrheit gethan haben würde.

Die Rätthin horchte staunend — dann fuhr Hulda fort, dieselbe auf Lianen's Verhältniß zu dem Kunstrathe aufmerksam zu machen. „Sehen Sie nur,“ sprach sie, „die Willau ist so gefallsüchtig, daß ihr jeder Anbeter recht ist. Wie bemüht sie sich um den Herrn Kunstrath. Wer weiß, ob es der gewandten Dame nicht am Ende noch gelingt, den alten Herrn in ihren feingewebten Netzen zu fangen. Bemerken Sie

nur, wie angelegentlich sie schon den ganzen Abend hindurch zusammen reden, Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin; das scheint mir ernster, als Sie glauben — Sie sollten ein Ende damit machen.“

Diesen böswilligen Einflüsterungen ließ die Ober-Landes-Gerichts-Räthin ein aufmerksames Ohr; auch ihr war des alten Oheims Vorliebe für die hübsche Gouvernante nicht entgangen. Schon sah sie Liane als seine Braut, Gattin und Erbin, sein Vermögen den rechtmäßigen Erbrechten ihrer Töchter entrisßen, und ihr Entschluß war gefaßt.

Rastlos arbeitete sie ihn auf ihrem schlaflosen Lager aus. Am folgenden Morgen trat sie früh in aufgeregter Stimmung in Lianen's Zimmer ein als die Kinder noch schlummerten und die Erzieherin im weißen Morgenkleide ihr seidenes blondes Haar vor dem Spiegel flocht.

„Ich habe mit Ihnen ein ernstes Wort zu reden, Liane,“ sagte sie. „Ich muß sie ernstlich bitten, Ihr coquettes Betragen zu ändern, wenn Sie noch ferner in meinem Hause bleiben wollen. Auch kann ich Sie versichern, daß Ihre Bemühungen bei meinem Onkel vergeblich sind, der fest entschlossen ist, sich in seinem vorgerückten Alter nicht mehr zu verheirathen, und so freundlich er Ihre Zuorkommenheit aufnimmt, so ist es nur ein Zeitvertreib, den

Sie ihm gewähren, kein ernstlicher Gedanke liegt dem zum Grunde, davon seien Sie überzeugt."

Diane war sprachlos vor Erstaunen und todtens-
bleich; mühsam gewann sie ihre Fassung wieder und
fragte mit bebender Stimme:

„Was berechtigt Sie zu solchen Vermuthungen,
Frau Ober-Landes-Gerichts-Räthin? Ich bin mir
nicht bewußt, durch mein Benehmen den geringsten
Anlaß zu dergleichen beleidigenden Voraussetzungen
gegeben zu haben."

„O!" entgegnete die Räthin, „wer sich nicht
scheut, den jungen Herren Stelldicheins am Berge bei
einbrechender Nacht zu gewähren, muß sich nicht wun-
dern, wenn man der Zuverlässigkeit gegen einen
reichen ältern Herrn einen tiefern Zweck unterlegt —
daß müssen Sie mir doch zugeben, Fräulein Willau?"

„Ich weiß sehr wohl, wessen Verleumdungen
ich die böswillige Darstellung dieses zufälligen, mir
im höchsten Grade unangenehmen Zusammentreffens
zuschreiben darf — ich hätte aber gehofft, Frau Rä-
thin, daß Sie eine bessere Meinung von der Er-
zieherin Ihrer Kinder hätten, um einer so übeln
Nachrede Glauben zu schenken."

„So war der Umstand, daß der Doctor Ihre
Hand in der seinigen hielt, wohl auch nur ein zu-
fälliges Zusammentreffen Ihrer beiden Hände, Fräu-

„Mein Willau!“ rief die Rätthin mit schadenfroher Bitterkeit.

Liane erröthete und zögerte mit der Erwiderung, welches die Hausfrau in ihrem Verdachte bestärkte; eine bittere Rede folgte der andern, heftiger und lauter ward der Wortwechsel; vergeblich waren Lianen's Bethellungen, denn die Rätthin wollte sich nicht von ihrer Unschuld überzeugen; es lag ihr daran, sie schuldig zu finden. Worte wurden in der Hitze des Streites gesprochen, welche nicht vergessen werden konnten. Die Unterredung endete mit Lianen's Bethellung, daß sie nicht länger in einem Hause bleiben könne, wo man ihr so wenig Vertrauen schenke und böswilligen Einflüsterungen über ihr Betragen Gehör gebe. Das war der Punkt, wohin die Rätthin sie bringen wollte; rasch entgegnete sie, Lianen's aufbrausende heftige Aeußerung zu ihrem Zwecke benutzend:

„Wenn Sie wünschen, mein Haus zu verlassen, so haben Sie vollkommene Freiheit, dies zu thun, wie und wann Sie wollen!“ —

„So bitte ich um die Erlaubniß, dieses heute noch zu thun, um Ihnen zu beweisen, wie ungerecht Ihr Verdacht war und daß Sie mein Zartgefühl zu tief verletzt haben, um mich ferner in Ihrer Nähe heimisch zu fühlen.“

„Es ist genug!“ rief die Rätthin mit steigender Hestigkeit. „Wenn ich die Trennung von Ihnen, Vier Lebenswege.

meiner Kinder wegen, bedauern müßte, so würde mir, mehr noch, als Ihr bisheriges Benehmen, der ungeziemende freche Ton Ihrer Antworten dieselbe erleichtern."

Dunkelroth vor Aerger verließ die Hausfrau das Zimmer, die Thür desselben mit lautem Geräusche hinter sich zuwerfend.

Liane war leichenblaß geworden; sie versuchte, ihre verwirrten Gedanken zu ordnen, um zu überlegen, was zunächst aus ihr werden sollte.

Sie hatte nur eine ältere Freundin in der Stadt; es war die Commerzienrätthin Peters, in deren Hause sie mit zuvorkommender Herzlichkeit stets aufgenommen worden war, obgleich sie der feindlichen Gesellschaftspartei angehörte und wenig mit dem Hause Glittersdorf verkehrte.

Zu dieser Dame eilte sie jetzt, trug in wenigen Worten die Erlebnisse der letzten Tage vor und bat um ihren Rath und Beistand.

„So also hängt die abenteuerliche Geschichte zusammen,“ entgegnete Frau Peters, „welche ich bereits von mehreren Seiten erzählen gehört — sehr zu Ihrem Nachtheile, liebe Liane, das darf ich Ihnen nicht verhehlen. Wenn Sie sogleich die Stadt verlassen, so geben Sie den nachtheiligen Gerüchten, welche über Sie im Umlaufe sind, noch mehr Grund. Im Hause der Ober-Landes-Gerichts-Rätthin dürfen Sie auch

nicht bleiben, dagegen steht Ihnen das meinige offen; bleiben Sie so lange bei mir, bis Sie eine neue Stelle gefunden haben. Es trifft sich recht günstig, daß mein Mann kürzlich von einem Banquier aus Cole die Aufforderung erhielt, sich in hiesiger Umgegend nach einer jungen Deutschen umzusehen, welche Lust hätte, als Gesellschafterin nach Belgien zu einer Dame auf dem Lande zu gehen, um ihr die deutsche Sprache zu lehren. Hätten Sie wohl den Muth, die Lust, sich zu expatriiren?"

Liane war bis zu Thränen gerührt durch die Theilnahme und Herzensgüte ihrer alten Gönnerin; sie nahm ihr Anerbieten dankbar an und kehrte in das Haus Glittersdorf zurück, um ihren kleinen Koffer zu packen und einen eiligen, schmerzlichen Abschied von ihren Zöglingen zu nehmen, deren ganze Zuneigung sie gewonnen, ein steter Grund der Eifersucht für die Mutter derselben.

Ein Unglück kommt selten allein. Als Antwort auf den Brief, in welchem sie ihrer Mutter die unglückliche Wendung ihres Schicksals mittheilte, erhielt sie die Nachricht von der Professorin Willau, daß ihre Gläubiger, des langen Wartens auf Befriedigung ihrer Ansprüche müde, endlich einen Tag angesetzt hätten, an welchem der gerichtliche Verkauf Rosenau's stattfinden sollte. Der Termin kam heran, und wenige Tage später vermochte Liane aus der durch Thränen

halbverwischten Mittheilung ihrer Mutter kaum zu entziffern, daß der reiche Rentier Abersfeld jetzt Besitzer des geliebten Gütchens sei und mit rauher Hand Alles vernichte, was ihre Sorgfalt dort gepflegt und geschaffen hatte, daß ihr Nichts geblieben sei, als Schulden und Elend, und sie nun eine enge, dürstige Wohnung in dem nahe gelegenen Flecken R. bezogen habe, wo sie sich mit ihrer ältesten Tochter von dem Fleiße ihrer Hände zu ernähren hoffe, sowie, daß Lianen's Rückkehr unter diesen Umständen, so lieb ihr der Trost ihrer Nähe, doch nur eine Last mehr für sie sein würde.

So bitter für diese die Aussicht war, sich von Neuem in ungewisse und abhängige Verhältnisse zu begeben, ein doppeltes Wagniß in der Fremde, so erwartete sie doch mit gespannter Ungeduld die Antwort aus Belgien, da sie sich bereit erklärt, eine Stelle als Gesellschafterin in jenem Lande anzunehmen.

Sie kam bald. Mlle. de Meillan schrieb ihr einen sehr ermutigenden Brief und bat sie, sich so bald als möglich nach Chateau des Granges, ihrem neuen Bestimmungsorte, zu begeben.

Achtes Kapitel.

Die Stadt P. lag ziemlich weit von der großen Eisenbahn entfernt; begleitet von den Segenswünschen ihrer Gönnerin schiffte sich Liane an einem dunklen, regnerischen Abende in dem Kahne ein, in welchem sie zum zweiten Male in das unruhige Meer ihrer abhängigen Existenz hinaussteuern sollte; das heißt, sie bestieg den Postwagen, welcher sie an die nächste Eisenbahnstation bringen sollte, in Gesellschaft einer ältlichen Frau, die einen Theil der Reise mit ihr zurücklegen wollte.

Es ist eine unheimliche Empfindung, wenn man bei Nacht sich in einem engen Raume mit fremden Menschen eingeschlossen, von raschen Pferden schnell dahingetragen fühlt. Alles ist dunkel, kein vorüberfliehender zerstreuernder Gegenstand zieht die Gedanken

von den unbehaglichen Betrachtungen ab, welche sie beschäftigen. Lianen's Reisegefährten verriethen bisweilen durch ein lauterer Athmen, welches dicht an Schnarchen grenzte, daß sie in Morpheus' Armen lagen. Der Regen plätscherte gegen die Fenster, von Windstößen getrieben; ab und zu schallte das Posthorn durch die stille Nacht, ein so belebender, fröhlicher Ton, wenn man gern und ungeduldig einem schönen Reiseziele zueilt, aber ein trauriger, wenn man, wie Liane, allein einem fremden Lande, fremden, vielleicht harten und unfreundlichen Menschen entgegenreist, einem ungewissen Schicksale, von dem sie nach ihren letzten Erfahrungen nicht viel Gutes erwartete.

Lianen's Thränen flossen unaufhaltsam, unbeachtet über die bleichen Wangen hinab, bis auch sie gegen Morgen der Schlaf übermannte, und mit der kurzen, süßen Vergessenheit ihres Kummer's erquickte sie diese wohlthätige Lethargie unser's bewegten Lebens.

Als sie erwachte, waren die Regenwolken verschwunden; der erste Strahl der aufgehenden Sonne fiel auf Lianen's bleiches Gesicht; in den langen schwarzen Wimpern glänzten noch Thränen wie Thautropfen, da öffnete sie die tiefblauen Augen, erstaunt erblickte sie nun die vom Dunkel der Nacht ihr bisher verhüllten Reisegefährten. Gerade ihr gegenüber, den Blick unverwandt auf sie geheftet, saß ein junger Mann, der das Gepräge des Ausländers an sich

trug; er schien, nach seinem blonden Haare und Barte zu urtheilen, ein Sohn des Nordens, doch war seine Gesichtsfarbe nicht jugendlich frisch und blühend, wie bei diesen, sondern farblos bleich. Die hohe Stirn, die blitzenden, durchdringenden blauen Augen, welche in den Tiefen der Seele zu lesen schienen, wenn sie sich prüfend auf eine Physiognomie richteten, die herkulische, männliche Gestalt und ein leicht satirischer Zug, der um die feingeschnittenen Lippen spielte, gaben ihm etwas Imposantes, Ungewöhnliches, wenn gleich er in einen unscheinbaren dunkeln Mantel gehüllt war. Der Fremde fiel Lianen auf; nie war sie einem so ausgezeichneten Aeußern begegnet — sie rieb sich die Augen; war der Sohn des Nordens, das verkörperte Ideal des Frithjoff, ein fantastisches Gebilde ihres Morgentraumes oder ein anspruchsloser Schnellpostreisender?

Der Fremde nahm sein schwarzsammetnes Fes ab und brach zuerst das Stillschweigen, indem er, gegen die Damen gewendet, mit leichter begrüßender Beugung des Kopfes sagte:

„Die regnerische Nacht ist vorüber und die klare Sonne scheint das Geschäft übernehmen zu wollen, die Reisenden dieses Wagens einander im besten Lichte vorzustellen. Wenn die Damen die Morgenluft eines Augusttages nicht fürchten, so bitte ich um die Erlaubniß, ein Fenster öffnen zu dürfen.“

Die Damen gewährten den Wunsch, und die beiden übrigen Inhaber der Diligence, ein Jude, der zur Messe reiste, und ein zweifelhaftes Subject, dessen grünmanchesterne, abgetragene Reisekleidung keine bestimmte Kategorie des Standes oder Gewerbes bezeichnete, hatten Nichts dagegen. Bald wehte die frische Morgenluft die Dünste der Nacht aus den Fenstern, und Liane fühlte sich neubelebt und erquickt. Weiterer erschien ihr die Zukunft, der Morgen war so schön, die Lerche trillerte ihr Morgenlied, in den klaren blauen Himmel hinaufschwebend; die Bäume am Wege glänzten, feucht vom Regen der Nacht, in der goldenen Morgensonne, deren durstige Strahlen bald den Thau von den Gräsern tranken.

Der Reisende mit dem eigenthümlichen, fremdartigen Aeußeren beschäftigte Lianen's Neugierde, indem er von Zeit zu Zeit mit ausländischem Accente, aber im besten Deutsch eine geistvolle Bemerkung hinwarf, deren Neuheit und Originalität ihr für lange Zeit zu denken gab, und dann wieder in ein ernstes Nachsinnen versank.

„Wer mag nur der Unbekannte sein,“ dachte sie bei sich — „ob er wohl vornehmen Standes ist — sein grober Mantel, mit schottischem Zeuge gefüttert, zeugt nicht dafür, wie seine übrigens sorglose Kleidung — und doch ein gewisses, schwer zu bezeichnendes Etwas, erklärt ihn für etwas Höheres, als die

gewöhnlichen Menschen, und wenn er die groben Handschuhe auszieht, so erscheint eine Hand, welche so weiß ist und von so sorgfältiger Pflege zeugt, wie ich sie bisher nur bei Graf Mordeck gesehen habe!“

Als die Schnellpost anhielt, um den Passagieren Zeit zum Frühstück zu gewähren, und die übrigen Reisenden so schnell, als möglich, den Wagen verließen, die von der durchgefahrenen Nacht steifen Glieder dehnten und die Anforderungen des Magens in dem Passagierzimmer zu befriedigen eilten — blieb der Fremde am Wagenschlage stehen, um den Damen herauszuhelfen; mit leichtem Anstande bot er Lianen den Arm und sorgte zuerst für ihr Frühstück; erst dann bestellte er sein eigenes und nahm Platz neben ihr; bald ward die erst soeben begonnene Unterhaltung durch das Posthorn unangenehm unterbrochen, welches die Reisenden rief. Schnell wurden die Plätze wieder eingenommen. Der Jude brachte seine noch nicht verzehrten Butterbrode mit in den Wagen, um keinen Schaden an der Beche zu erleiden; der Reisende im grünen Manchesterrocke zündete eine Cigarre an, indem er die Damen um Erlaubniß bat, sie anzurauchen, und über die kurze Zeit, welche den Mahlzeiten bei Schnellpostreisen zugemessen wird, seinem Unmuthe Lust machte. Fort rollte der Wagen. Mittags langten sie in M. an.

„Schon in M.!“ rief der Unbekannte, als sie über das Pflaster rasselten. „Da werden wir eine gute Stunde Zeit zum Ausruhen haben. Sie reisen vermuthlich auch weiter bis T.?“ frug er Liane.

„Mein Reiseziel liegt nach einer ganz anderen Richtung,“ entgegnete sie.

„Das ist Schade, ich hatte gehofft, wir würden bis B. zusammen fahren; vielleicht wird das Schicksal mir ein anderes Mal günstiger sein und mir das Vergnügen gewähren, Ihnen an irgend einer Station meiner Lebensreise wieder zu begegnen!“

Mit diesen Worten sprang der Fremde aus dem Wagen, der vor dem Posthause hielt; mit freundlichem Gruße schied er von den Damen und verschwand im Gedränge der belebtesten Straße. Lange noch sah Liane seine hohe Gestalt alle Uebrigen überragen, bis er sich in der Menschenmenge verlor.

Jetzt drängten neue Eindrücke ohne Zahl auf Lianen ein. Der erste Anblick einer großen Stadt, die zum ersten Male erblickten Wunder des Dampf-wagens und der Eisenbahn für das Kind vom Lande, die Sorge, Alles richtig zu besorgen, die ihr zwar durch ihre Reisegefährten erleichtert wurde, aber doch immer drückend genug blieb, bei ihrer vollständigen Unerfahrenheit, dieß Alles zerstreute und erregte sie. Dennoch fühlte sie sich erleichtert, als ihr Reiseziel erreicht war und

ein offener Wagen mit zwei Damen sie an der Barrière de St . . . erwartete.

Ein Diener besorgte ihr Gepäck und geleitete sie zu den beiden Damen, sie mußte einsteigen und erblickte ihre künftige Gebieterin, Mlle. de Meillan, welche sie mit ihrer Freundin und Chaperone, der Stiftdame Madame de la Motte, bekannt machte. Ein freundliches Willkommen, die französische Leichtigkeit im Verkehre half der armen Liane über diesen ersten Augenblick der Blödigkeit schnell hinweg.

Mlle. de Meillan war auffallend stark, eine wahre Fleischmasse; sie mochte in den Dreißigen sein, doch eine große Lebendigkeit und die eigenthümliche französische Grazie überwand den bei ihr den Eindruck der Schwerefälligkeit, den das Uebermaß der Corpulenz ihrer Erscheinung beim ersten Anblicke gab. Der Kopf war schön, feine Züge, ein geistreiches Auge, ein übersprudelnder Witz, das Talent, bei allen Dingen die glänzende Oberfläche wie im Fluge zu berühren, machten ihre Conversation zu einer eben so anregenden, als angenehmen. Traurige Eindrücke, den Ernst und die Tiefen des Lebens mied sie mit instinctmäßigem Widerwillen. Ihre Begleiterin, Madame de la Motte, hingegen, war das Bild der hageren, grämlichen, intriganten alten Jungfer: gehalten, steif, voll Deferenz und Schmeichelei gegen ihre jüngere Freundin, in deren Hause sie ein sorgenfreies Leben führte.

Bald fuhr die Equipage in einen Hof mit verrostetem Gitter ein, auf dessen schlecht gehaltenem Rasenplage ein einziger Puterhahn sich kollernd blähte. Das Schloß war klein, grau und von unschöner Bauart; in Deutschland hätte es kaum auf diese Benennung Anspruch machen dürfen, da es in Lianen's Augen den Titel eines Herrenhauses nicht einmal verdiente.

Man stieg aus. Mlle. de Meillan führte ihre Gesellschafterin in den Salon, wo noch mehrere junge Damen mit Billardspielen beschäftigt waren. Das Zimmer war elegant eingerichtet, Apollo und Venus standen in Nischen umher, das Kaminfeuer fehlte nicht, denn es war ein unfreundlicher Augustnachmittag.

„Hier ist ein Queue!“ rief Mlle. de Meillan, indem sie Lianen ein solches überreichte, „spielen Sie gleich mit uns und thun Sie, als ob Sie hier zu Hause wären.“

Lianen's Eintritt hatte so wenig Sensation in dem Kreise gemacht, daß man kaum um ihretwillen das Spiel unterbrach. Müde von der Reise hätte sie am liebsten ihr Zimmer aufgesucht, aber davon war keine Rede; schon am ersten Abende begann der Zwang, und hier war es ein Zwang des Vergnügens. Mlle. de Meillan lebte dem Vergnügen, und ihre Umgebung sollte sich amüsiren, indem sie sie unterhielt.

So verstrichen die ersten Stunden im Chateau des Granges für Liane; sie hatte es abgelehnt, Theil zu nehmen an dem Billardspiele, und saß nun in einem Winkel des Saales auf einem niedrigen Divan und beobachtete ihre neue Umgebung. Um sechs Uhr ging man zu Tische; jetzt erschien der Herr des Hauses, ein achtzigjähriger alter Herr, der von seiner Tochter gänzlich dominirt wurde und, wie Liane später erfuhr, fast ausschließlich den Freuden der Jagd lebte und Mlle. de Meillan erlaubte, in seinem Hause unumschränkt zu regieren.

Endlich kam die Zeit des Schlafengehens — kurz vor Mitternacht, an Rücksichten für die Reisende wurde nicht gedacht.

Liane fand ein kleines Gemach für sie bestimmt, welches unmittelbar über dem Pferdestalle, nach dem Parke zu, gelegen war, dessen schöne alte Bäume ihr vielversprechend im Mondscheine erschienen.

Gespannt erwartete Liane den Morgen, um ihren neuen Aufenthalt genauer kennen zu lernen. Ein flägliches Geheul von zahllosen Jagdhunden störte sie im Schlafe. Ob der Baron von Meillan und seine Tochter die einzigen Glieder der Familie bildeten, oder ob noch eine Mutter und Geschwister anwesend im Schlosse oder abwesend waren, blieb für's Erste eine ungelöste Frage.

Der Morgen kam. Niemand bekümmerte sich um

die Gesellschafterin, welche vergeblich einer Aufforderung harrete, beim Frühstücke zu erscheinen; endlich versuchte sie es, durch einen frühen Spaziergang im Parke ihren Appetit zu vergessen. Herrliche uralte Baumgruppen zeugten von üppiger, ungestörter Vegetation und wechselten anmuthig mit Wiesen und Wasserpartieen.

Erst gegen elf Uhr rief die Frühstücksglocke die zerstreuten Bewohner des Schlosses zur Vereinigung; bis dahin war es die Gewohnheit des Hauses, daß ein Jeder sich selbst überlassen blieb.

Liane machte nun eine nähere Bekanntschaft mit zwei jungen Damen der Umgegend, welche zum Besuche bei Mlle. de Meillan waren; sie erfuhr von ihnen bald Näheres über die Verhältnisse der Familie, in welche sie eingetreten war.

M. le Baron de Meillan war nicht Wittwer, sondern lebte getrennt von seiner Gemahlin. Diese war lange Jahre hindurch der Gegenstand seiner Leidenschaft gewesen, als sie noch die Frau eines Andern war; sobald er sie geheirathet, kühlten sich seine Gefühle in dem Grade ab, daß beide gern in eine Trennung willigten. Mlle. Sidonie de Meillan verlebte nun ihre Zeit abwechselnd im Chateau des Granges bei ihrem Vater, oder in M. bei ihrer Mutter. Eine ältere verheirathete Tochter wohnte in Brüssel.

Die jungen Damen schienen lebhaften Geschmack an der jungen Deutschen zu finden, die etwas Neues für sie war. Der Tag verstrich mit Vergnügen. Die Beschäftigungen, denen sich dieser Damenkreis widmete, bestanden in dem Verfertigen von Papierblumen. Vasen voll von Producten dieser Thätigkeit bedeckten alle Kammine und Gesimse. Billardspiel, Lectüre der Zeitungen und französischen Journale, Spazierfahrten, Besuche der Nachbarschaft füllten den Tag aus; Nachmittags ging man Krebse fischen in den Teichen des Parkes.

Mlle. de Meillan war eine eifrige Patriotin, Belgien's Freiheit ihr liebstes Thema; dabei bigotte Katholikin, soweit ihre Religion nicht mit dem Lebensgenusse in Collision trat. Noch engherziger katholisch waren ihre Freundinnen, die Stiftsdame und die jungen Damen des Kreises. Als sie zufällig erfuhren, daß Diane von „der Seite Luther's“ sei, dieses Mönches, der Protestant geworden, um eine Nonne zu heirathen (wie sie sich ausdrückten), wandten sie sich in frommem Schauer von ihr ab, und fortan vermieden sie sichtlich, sich in einen näheren Verkehr mit „der Ketzerin“ einzulassen.

In dieser Atmosphäre des oberflächlichen Lebensgenusses lebte Diane nun fort. Keine besonderen Leistungen wurden von ihr verlangt. Mlle. de Meillan versuchte, Deutsch zu lernen. Anfangs trieb sie es mit

Leidenschaft, aber die trockenen Studien der Grammatik und die Vocabeln schreckten sie bald zurück. Dasjenige, was vor Allem sie von ihrer Gesellschafterin forderte, war ein stets heiteres Gesicht, eine lebhaft Conversation. „Seien Sie doch amüſant!“ rief sie ihr zu, wenn Diane einmal, in Gedanken versunken, ernst daſaß, „lassen Sie Ihre deutsche Sentimentalität weg, die paßt nicht zu uns!“ Sidonie war gutmüthig, eine Impulsnatur; war die Anregung eine gute, so folgte sie ihr, aber der bösen Laune widerstand sie auch nicht; sie konnte bezaubern und abstoßen; einen Augenblick war sie großartig, selbstvergessen in ihrem Thun, man mußte sie lieb haben; den nächsten, vielleicht gereizt durch eine Kleinigkeit, konnte sie hart und kleinlich sein und tief verletzen — ein Wesen, wie es die Natur erzeugt, ohne das Steuerruder des ernstesten Nachdenkens, der Selbsterkenntniß und des ausdauernden Strebens nach dem Guten!

Rehren wir für einen Augenblick zurück in das Haus der Ober-Landes-Gerichts-Räthin Glittersdorf, welches wir fast zu unhöflich, ohne Abschied verließen.

Dianen's plötzliches Ausscheiden aus demselben machte Sensation in der Provinzialstadt. Auch der gutmüthige Ober-Landes-Gerichts-Rath war betroffen darüber, als er die ausführliche Aufzählung aller

Anklagen gegen dieselbe angehört, worin besonders das sogenannte Stelldichein Lianen's mit Doctor von Vogelmeier mit orientalischer Fantasie ausgemalt war, so entgegnete er mißbilligend: „Aber, liebes Pottchen, Du bist doch gar zu streng verfahren, was ist denn weiter dabei, daß das junge Blut mit dem Doctor ein kleines Liebesabenteuer hatte; junge Mädchen heirathen gern. Laß' uns nicht vergessen, daß wir auch einmal jung waren.“

„Jung waren!“ rief die Gattin aufgebracht, indem sie das letzte Wort stark betonte, „ich glaube gar, Du hast vergessen, daß ich zwölf Jahre jünger bin, als Du, Glittersdorf; noch vermag ich gar wohl mich in die Gefühle der Jugend zu versetzen, aber ich werde es niemals dulden, daß meine Töchter durch das Beispiel einer coquetten Gouvernante verdorben werden, welche mit jedem Manne, jung oder alt — gleichviel — Liebeshändel anfängt — war doch sogar mein alter Onkel Mastix nahe daran, die Thorheit zu begehen, sie zu heirathen!“

„Der Kunstrath!“ rief Glittersdorf erstaunt — „es ist wohl nicht möglich!“

„Was ich Dir sage, ich habe meine Beweise dafür!“

Der Ober-Landes-Gerichts-Rath gehörte zu der großen Anzahl Menschen, welche nur gutmüthig sind, so lange ihre Interessen nicht dadurch gefährdet wer-

den oder kein Opfer fordern. Der Gedanke, die Erbschaft des Kunstraths sich entgehen zu sehen, versöhnte ihn schnell mit den durchgreifenden Maßregeln seiner Frau. „Du hast immer Recht, Lottchen,“ sagte er begütigend, „Du bist doch eine kluge Frau, der Nichts entgeht, die Alles auf das Beste einrichtet.“

Mit diesen Worten endigte der Wortwechsel des glücklichen Ehepaares. Der Rath nahm seinen Pack Acten unter den Arm und ging nach dem Gerichtshause.

Fräulein Hulda von Landsturm erreichte indessen durch ihre Ränke gegen Lianen Nichts weiter, als daß der Doctor von Bogelmeier sie fortan sichtlich mied und aus *depit amoureux* sich bald nachher mit der Tochter eines reichen Kaufmannes verlobte.

Der Kunstrath Mastix war sehr befreundet über Lianen's Ausscheiden aus dem Hause seiner Nichte. Die Erklärung derselben, wobei sie die Farben noch greller auftrug, als in ihrer Darstellung der Zusammenkunft im Bergpfade gegen ihren Gatten, erbitterte ihn gegen die spröde Schönheit um so mehr, als sie nicht mehr durch ihre Gegenwart den Zauber über den alten Herrn ausübte, der ihn beinahe verleitet hätte, den Winterschnee seines Alters mit den Rosen des Frühlings zu vermählen, ein Wagemuth,

von dessen Gefahr ihn Lianen's vermeintliche Coquetterie nun vollständig überzeugte.

Um ihren Onkel bei guter Laune zu erhalten und den verlorenen Zeitvertreib zu ersetzen, versammelte die Ober-Landes-Gerichts-Räthin einen zahlreichen Kreis von Bekannten in ihrem Hause. Besonders oft lud sie Fräulein Hulda Landsturm ein, deren Freundschaft sie erprobt hatte. Auch schien die lebhafteste, mit beißendem Witze gewürzte Unterhaltung des Fräuleins, und vor Allem das Talent zum Anhören seiner Prahlereien, welches sie entwickelte, dem Kunstrathe ausnehmend zu behagen.

Hulda wußte den eitlen alten Herrn durch geschickte Schmeicheleien dergestalt zu bezaubern und nach Frauenweise die schwache Seite desselben zu benutzen, um ihn zu gewinnen, daß er bald ihre eingefallenen, von Blumenhäubchen versteckten Wangen und ihre stechenden braunen Augen dem Liebreize Julianen's vorzog. Das alternde Fräulein baute auf den Trümmern ihrer Lebenshoffnungen, welche durch Doctor von Vogelmeier's Verlobung vernichtet waren, einen neuen Plan für ihre Zukunft — und siehe da — er gelang über alle Erwartung. Der Kunstrath konnte sich von der Provinzialstadt nicht trennen und ließ seine vornehmen Freunde in der Residenz vergeblich nach seiner Rückkehr schmachten.

Vor seiner Abreise verlobte er sich heimlich mit Fräulein Hulda; ihrem Wunsche gemäß blieb dieses interessante Ereigniß seiner Nichte verschwiegen, bis seine Braut eine nothwendige Badereise unternommen hatte.

Etwa vierzehn Tage nach ihres Oheims Abreise langte ein sehr zierliches kleines Briefchen bei der Rätthin an, welches eine Karte zu enthalten schien. Athemlos brach sie das Siegel und las:

„Unsere, am heutigen Tage vollzogene eheliche Verbindung beehren wir uns, Verwandten und Freunden ergebenst anzuzeigen

Wirklicher = Geheimer = Ober = Kunstrath M a s t i x,
Ritter mehrerer Orden &c., verschiedener
wissenschaftlicher Gesellschaften Mitglied;

Wirkliche = Geheime = Ober = Kunsträtthin M a s t i x,
geb. Fräulein Hulda von Landsturm.

Bad W., 11. August 18—.“

Die Ober = Landes = Gerichts = Rätthin sank in Ohnmacht.

„Schlange!“ rief sie, als sie wieder zum Bewußtsein erwachte — „Schlange, die ich an meinem Busen nährte — falsche Schmeichlerin, intrigante Hulda!“

Auch Diane erhielt eine Karte; ihr Erstaunen

war nicht geringer, als das ihrer ehemaligen Gebie-
terin, aber es war freudiger Natur, denn sie sah in
dem Ereignisse eine glänzende Rechtfertigung ihrer
selbst und gönnte derselben die Täuschung ihrer ei-
gennützigen Hoffnungen auf des Kunstrathes Erb-
schaft.

Neuntes Kapitel.

Es war Feierabend; von dem Kirchthurme läutete die friedliche Abendglocke, und der kühle Abendwind trug die willkommenen Töne den Arbeitern zu, welche des glühenden Junitages Last und Hitze getragen hatten.

Auch Dorothee Wippermeyer mit ihren Gefährtinnen hatte den ganzen Tag hindurch in knieender Stellung auf dem maigrünen sammetähnlichen Flachsfelde des Colonus Starkemann zugebracht, um das Unkraut auszujäten, und erhob sich nun ermattet von der Arbeit. Sie eilte dem Hause des Bauern mit raschen Schritten zu, wo sie das Abendbrod und der freundliche Gruß Gottlieb's erwartete.

Zwei Jahre diente sie bereits als Magd dem Vater ihres Geliebten; obgleich sie dem Ziele ihrer

heimlichen schüchternen Hoffnungen noch um keinen Haar breit näher gekommen, waren die jungen Leute glücklich, unter einem Dache, bei den Mahlzeiten und der Arbeit stets beisammen zu sein; sie lebten heiter und sorglos von einem Tage zum andern, als könne nichts mehr störend zwischen sie treten. Auch des Bauern unverheirathete Tochter war ihrer Liebe hold, wie Mädchen meistens zu sein pflegen, wenn nicht die vorgerückten Jahre ihnen die Aussicht zu ähnlichem Glücke bereits abgeschnitten haben.

Als Dörichen in das Haus trat, war die Familie bereits beim Abendbrode um den großen eichenen Tisch versammelt, der fast die ganze Länge der Stube einnahm.

Buttermilch, Schwarzbrod und Käse prangten in irdenen Schüsseln auf dem Tische. Starkemann's Söhne und Töchter saßen auf der hölzernen, vom langen Gebrauche polirten Bank; der Bauer präsidirte an der Tafel in einem hölzernen Armstuhle, dessen Polster von dem Strohflechter gefertigt waren.

Der Colonus war ein strenger Mann, dazu ein unruhiger Kopf, der, stets mit seiner Lage unzufrieden, sie auf alle Weise zu verbessern strebte — wiewohl vergeblich, denn er fand hierzu wenig Gelegenheit in seinen bäuerlichen Verhältnissen. Obgleich es ihm besser erging, als der Mehrzahl von Seinesgleichen, plagte ihn ein Mißbehagen, welches sich bei jedem

Anstöße äußerte; sei es, wenn er seinem Gutsherrn Spanndienste zu leisten oder Zehnten zu geben hatte, oder wenn er mit seinen Nachbarn in Streit gerieth und den Gerichten Sporteln und Proceßkosten bezahlen und zu den Lasten der Gemeinde beisteuern mußte.

Viele seiner Bekannten, durch den Mangel des Erwerbes in der überfüllten Gegend bewogen, hatten das Dorf verlassen, um ihr Glück jenseits des Meeres zu versuchen; in Amerika, jenem Dorado, welches so manchen Abenteurer vom heimathlichen Heerde in die Fremde verlockt. Die Auswanderungslust nahm mit jedem Jahre zu; die günstigen Berichte der Uebersiedelten vermehrten den Wunsch nach Veränderung und Besserung ihrer Lage bei den mit ihren Verhältnissen im Vaterlande Unzufriedenen.

Längst schon trug der Colonus Starkemann den Auswanderungsplan im Herzen; heute Abend war er auffallend still und abwesend in seinen Gedanken. Schweigend saß er da, weit zurückgelehnt in seinem Stuhle, und führte einen hölzernen Löffel voll Milch nach dem andern bedächtig zum Munde aus der großen Schale in der Mitte des Tisches, in der sich alle Löffel der Familie einträchtiglich begegneten.

Als das Mahl beendigt war und der Bauer seinen letzten Mund voll Butterbrod ausgekaut hatte, brach er das Stillschweigen, indem er einen Brief aus der Tasche zog und seinem Sohne Gottlieb reichte.

„Da, Junge, ließ mir mal' den Brief da vor,“
 — sagte er — „ich kann'r nicht mit fertig werden;
 ich bin wol auch zur Schule gegangen, aber to mie-
 ner Lied wurde da nicht so op' zugeschlagen, daß wir
 dat Lesen lernten. Der Brief ist weit her, kommt
 baar über's Wasser, von 'Merika her. Wie ich vor-
 hin im Dorfe beim Commerzianten war und für ei-
 nen Pfennig einen Bittern nahm und wieder um-
 kam, da kommt mir der Postbote in die Meute. Töf,
 denk ich, was will der zu mir?“ „„Guten Abend,
 Starkemann,““ sagt er — „„wo gehts noch?““ „Ich
 danke,“ sagt ich, „und Ihm?“ — „„So schickelich,““
 sagt er, — „„aber hier ist ein Brief an Ihm,““
 sagt er, „„Starkemann, der kostet viel Geld; einen
 baaren Thaler,““ sagt er, „„er kommt von 'Merika.““
 — „Dat is viel Geld,“ sagt ich, und gab et ihm, nun
 sieh zu Junge, ob es watt drinne steht, watt einen
 Thaler werth is.“

Gottlieb erbrach den Brief und las wie folgt.

Brief des Auswanderers Blutvogel an den Colonus
 Starkemann.

Ohio State.

Als ich voriges Jahr aus Feldhagen ging, habe
 ich Euch versprochen, daß ich schreiben wolle, wo es
 mir hier geht und was hier zu machen is. Das
 kann ich nu wohl thun, Starkemann, und Ihm sagen,

daß Er ein Narr ist, wenn er nicht seine Pracherei in dem Jammerlande den ersten Tag den besten verköst; hier kann er für das Geld eine Menge Land kriegen, wie es kein Edelmann dort hat; ich sage es Euch aus gutem Herzen, Nachbar Starkemann, geht zu Schiffe und werdet Colonnist in Ohio Staate."

"Ich war man' ein armer Teufel in Feldhagen, und nu tauschte ich nicht mit Ihm, Starkemann! das ist ein Leben hier in diesem freien Lande, da ist kein Hand- und Spanndienst und Zehnten und kein Edelmann; da braucht man nicht immer die Mühe unterm Arm zu haben, hier sind wir alle freie gleiche Bürger; hier ist keine Abgabe an den König (denn wir haben keinen), kein Gericht und Gebühren, keine Commüne, kein Schandarme und Pollezei. Wenn wir was auszumachen haben mit unsern Nachbarn, so haben wir das Einschla (Lynch law) und das Bowie-Messer, denn die Stadt ist zu weit von der Colonie; und wir schaffen uns selbst Recht, das geht schneller und kostet kein Geld. Auf die Jagd können wir gehn soviel wir mögen, und brauchen nicht ins Gefängniß, wenn wir Schlingen legen und einen elendigen Hasen im Kobl gefangen haben."

"Und wenn Ihr in Feldhagen froh seid, Euren Roggen und Kartoffeln glücklich hereingekriegt zu haben, und! Euch den Winter davon kümmerlich nährt, dann bringen wir schon die zweite Frucht von unserm

Lande herein. Hier haben wir zwei Erndten und noch gutes Wetter, wenn Ihr schon hinter'm Ofen sitzt. Auf demselben Stücke bauen wir in einem Jahre Mais und Hanf. Wenn Ihr froh seid, Buttermilch und Brod zum Imbiß und Sonntags Kohl und Speck im Topfe zu haben, so leben wir hier alle Tage wie bei Euch der Edelmann den Sonntag. Den Morgen, ehe wir an die Arbeit gehen, fangen wir mit gebratenen Fleisch und Kartoffeln an, des Mittags wieder dasselbe; statt Brod, Kuchen und Semmel. Auf den Bäumen wächst hier Obst, was Ihr gar nicht kennt. Äpfel, Birnen und Brodfrucht, süße Hickeri und Muskat und Pfefferkörner. Die Ueberfahrt kostet 33 Thaler per Mann; darum seid kein Narre, Starkemann, geht zu Schiffe sobald Ihr könnt, bringt alle Eure Jungens mit, und so viele flinke Mädchen als mitwollen, denn Hände zur Arbeit ist das einzige, woran es hier fehlt."

„Na, Jungens, was sagt Ihr dazu?“ frug der Colonus, indem er triumphirend im Kreise umhersah.
 „Michaelis gehe ich nach Amerika — wer will mit?“

„Ich, Vater — ich!“ riefen Hans und Heinrich, die beiden jüngeren, welche im Vaterlande nichts zu erwarten hatten.

Gottlieb, der Erbe der Stätte, schwieg.

Dortie stand auf und ging vor die Thür des

Hauseß — sie war todtenbleich vor Schrecken geworden; daß also war das Ende alles ihres Glückes, aller ihrer Hoffnungen; Gottlieb sollte fort weit über das Meer mit den Seinigen ziehen. Vom Meere hatte sie zwar keinen deutlichen Begriff; obgleich sie in der Schule beim Cantor die vier Welttheile in der Geographiestunde auf der Karte, von einer gewissen mit Strichen bezeichneten Fläche umgeben, wohl kennen gelernt, so war doch der Teich am Herrenhause ihr einziger Maasstab für den Ocean. Soviel wußte sie aber, daß sie ihn nie wiedersehen würde, wenn er seinem Vater und Brüdern in das ferne Land folgte. Würde er um ihretwillen bleiben, wenn die Seinigen fortzögen? Gewiß nicht! Bei dem Gedanken weinte sie bitterlich. Der laue Abendwind flüsterte in der Hängebirke, welche das frisch grün bemossene Strohdach des Bauernhauses überschattete; die bleiche Sichel des ersten Mondviertels schimmerte durch die dunkeln Tannen des nahen Gehölzes und die Frösche hielten ihr eintöniges Abendconcert in der feuchten Wiese. Das arme Bauernkind sah und hörte nichts, sie schluchzte laut; da stand Gottlieb vor ihr und fragte betroffen: „Was fehlt Dir, Dörtchen?“ und als sie ihre Befürchtungen und Kummer ihm mitgetheilt hatte, beruhigte er sie mit Trostesworten.

„Glaube doch nicht, daß es Ernst wird, Dortie,“ sagte er besänftigend, „der Alte geht so bald nicht

nach Amerika, und wenn er es durchaus will, so nehme ich Dich mit. Ich für meinen Theil bliebe lieber hier; was ich habe, weiß ich und bin zufrieden damit, und was wir dort bekommen, ist ungewiß; darum sei ruhig, Dörtchen, und weine nicht; hier oder dort wirst Du meine Frau!" Wie gern ließ sich Dorothee trösten; aber Amerika blieb ein Schreckbild für sie, und die Sorge nagte heimlich an ihrem sonst so sorglos heiteren Herzen.

Einige Wochen nach diesem Vorfalle ward sie plötzlich von der Arbeit heim zu ihrem Vater gerufen; der lahme Bippermeyer hatte einen schlimmen Zufall bekommen; schon glaubte sie ihn verscheiden zu sehen, da erholte er sich wieder, noch wollte das Leben die demüthige gebrechliche Hülle des kranken Arbeitmannes nicht verlassen, aber er blieb gänzlich gelähmt und sprachlos. Der Schlag hatte ihn gerührt. Dorothee mußte ihre Stelle als Pflegerin am Lager ihres hilflosen Vaters nun wieder einnehmen und das Haus des Colonus verlassen. Wieder kehrte sie zu ihrer früheren Industrie zurück; sie machte Hauben für die Bäuerinnen, um von dem Erlöse den Arzt und die Arzneien für den Kranken zu bestreiten. Aber ihr spärlicher Erwerb war unzureichend; sie darbtte, um dem Vater eine Labung zu gewähren. Gottlieb sah sie selten; nur zuweilen stahl er sich Abends herein und

brachte ihr Trost und sogar thätige Hülfe von seinen Ersparnissen.

Der Entschluß des Bauers Starkemann war indessen nicht die Folge der Laune eines Augenblickes, sondern sein Auswanderungsplan befestigte sich täglich mehr und mehr, zumal da seine jüngeren Söhne ihn darin bestärkten. Gottlieb, dessen Zukunft ihm bessere Aussichten im Vaterlande bot und welcher nicht den unruhigen mißvergnügten Sinn des Vaters theilte, bekämpfte den Plan aus allen Kräften, wiewohl vergeblich. Die Vorzüge Amerika's, besonders jener, daß von keinen Hand- und Spanndiensten und Zehnten dort die Rede sei, vor Allem aber — das gebratene Fleisch und Kartoffeln — waren Argumente für den Bauern, welche jede Einrede siegreich niederschlugen. Speck und Pfannkuchen, sonst sein Leibessen, verachtete er jetzt, und mit wässerndem Munde sagte er: „Bald giebt's Schweinebraten, Jungs — wenn wir nur erst über'm Wasser in Amerika sind!“

Eines Abends, als sie im Felde auf und niedergingen, die Früchte desselben prüfend, war Amerika wieder der Gegenstand ihrer Unterredung; nachdem Gottlieb Alles aufgeboten, um den Bauern zum Bleiben zu bewegen, und dieser den Sohn vergeblich von den Vortheilen der Auswanderung zu überzeugen gesucht, sagte der Letztere schnell:

„Gut, Vater, ich will mitgehen; aber wenn ich

Euch diesen Gefallen thue, so müßt Ihr mir auch etwas zugestehen, und zwar, die Dortie Wippermeyer als meine Frau mitzunehmen!"

Der Colonel stutzte; er sah seinen Sohn erstaunt an und schwieg betroffen. Gottlieb fuhr fort:

„Seht, Vater, ich weiß wohl, daß Euch die Häuslingstochter zu gering zur Schwiegertochter ist, aber bedenkt nur, daß eine reiche Bauerndirne sich schwerlich entschließen würde, mit uns über's Wasser in die Fremde zu ziehen. Auch kommt es dort mehr auf fleißige Hände an, als auf ein Paar hundert Thaler mehr oder weniger. Die Bauerntöchter sind nicht so rasch und an Arbeit gewohnt als unsere Dortie, deren Fleiß Ihr so oft belobt habt — dazu ist dort Alles gleich; dort giebt es so wenig Edelleute als Bauern, Bauern wie Heuerleute; alle sind da Bürger gleichen Standes!"

„Der Junge köhrt as kloof as en' Affekate!" (Advokat) murmelte der Bauer vor sich hin, halb überzeugt von seines Sohnes Beredtsamkeit, denn er sah selbst die Wahrheit von dessen Behauptung ein, daß die Tochter des Meyers Nr. 1 zu Delendorf sich höflich für den jungen Auswanderer bedanken würde.

„Junge, wo hast Du das Köhren (Sprechen) gelernt?" frug er ausweichend und selbstgefällig seinen Erstgeborenen betrachtend, der in der Militärdienstzeit

in der Stadt einen höhern Grad von Bildung erworben, als sie der Bauer hinter dem Pfluge aufzuweisen hat. Endlich sagte er: „Na, meinetwegen, wenn wir über's Wasser gehen, magst Du die Dortie mitnehmen!“

In der Freude seines Herzens eilte Gottlieb noch denselben Abend zu seinem Liebchen und theilte ihr voll Entzücken die Entscheidung seines Vaters mit. Sie saß am Bette des Alten, welcher schlummerte. Mit trauriger, niedergeschlagener Miene hörte sie ihn an. „Also geht Ihr doch wirklich nach Amerika,“ — sprach sie, „o, ich habe es immer gedacht, daß es noch so kommen würde. Und Du willst mich mitnehmen, Gottlieb? Hast Du denn meinen kranken alten Vater vergessen — kann ich den so hilflos hier liegen lassen und mit Dir fortziehen? . . . Nein, Gottlieb,“ fuhr sie weinend fort, „ich gehe nicht weg von hier, ich würde ja Sünde thun! Nun ist Alles vorbei in dieser Welt!“

Betroffen und niedergeschlagen stand Gottlieb da — er hatte den kranken Alten ganz vergessen; Gewohnt, in der Mißbilligung seines Vaters das einzige Hinderniß zu sehen, welches ihn von dem Mädchen seines Herzens trennte, glaubte er mit dessen Einwilligung Alles beseitigt, als ein neuer unübersteiglicher Stein des Anstoßes sich zwischen ihnen aufthürmte. Auch er sah nun die Unthunlichkeit der Sache ein,

und hätte Dorothee nicht einmal zureden mögen, die heiligste ihrer Pflichten aus Liebe zu ihm zu verletzen. Der einzige Trost, den er für ihre unaufhaltsam herab= rinnenden Thränen hatte, waren die leidigen Worte: „Es wird nichts daraus — der Alte besinnt sich ge= wiß noch und bleibt hier — findet keinen Käufer für seine Stätte; weine nicht, liebes Kind!“ — und der gute, wahre Trost, dem sie lieber Gehör gab — — „Der liebe Gott wird schon helfen, daß wir uns frie= gen, wir wollen Sonntag in der Kirche ihn darum bitten.“

Damit verließ Gottlieb die Hütte ebenso nieder= geschlagen, als er voll freudiger Hoffnung die Schwelle derselben bei seinem Eintritte überschritten hatte.

Ein Glück für die Liebenden war es, daß Co= lonus Starkemann ein ächter Deutscher war. Monate vergingen, bis er einen Entschluß faßte, und so reihte sich Monat an Monat, und mit dem langen Zeitraume der Ungewißheit der Ausführung — wuchs auch Dorotheen's Hoffnung, trat das Gespenst der Tren= nung von Gottlieb in den Hintergrund ihrer Seele, um den sorgenvollen Anforderungen des Augenblickes zu weichen. Die Krankheit des alten Wippermeyer verschlang jeden mühsam erworbenen Groschen von Dorotheen's Händearbeit, welche kaum hinreichte, den Arzt und die Medicamente zu bestreiten. Der Winter kam — das arme Mädchen mußte auf einem Stroh=

sacke am Ofen schlafen — kaum hatte sie Kartoffeln, um ihren Hunger zu stillen, kaum Feuerung, um zu heizen; in der grimmigen Kälte mußte sie mühsam das Fallholz im nahen Walde suchen, um den erstorbenen Gliedern des Kranken eine nothdürftige Wärme zu verschaffen. Gottlieb vermogte ihr nur geringe Hülfe zu leisten, denn sein Vater war äußerst geizig und glaubte, an seinem lahmen Miethsmanne schon einen Gotteslohn verdient zu haben, als er ihm die Ziege nicht statt des rückständigen Miethsgeldes um Michaelis verkaufte. —

An einem kalten Wintermorgen läuteten die Glocken zur Kirche, und Dorothee trippelte, vor Frost zitternd, über die schneebedeckten Fluren, über welche eine kalte Winter Sonne ihren blendenden Schein und lange blaue Schatten warf. In dem waldigen Fußsteige, von glänzend bereiften Baumzweigen und schneebelasteten dunkelgrünen Tannen überschattet, begegnete ihr Gottlieb; er war still und traurig gestimmt, ein Stein schien auf seinem Herzen zu lasten, und doch hatte er nicht den Muth, Dorotheen seinen Kummer mitzutheilen. Auf dem Kirchhofe angelangt, bemerkte sie, wie ein Kreis Bauern unter der großen Linde versammelt war, an deren Stamm gewöhnlich die Verkaufs-Anzeigen angeklebt wurden, um zur Kenntniß der Gemeindeglieder zu gelangen. Sie sah, wie die Nächststehenden mit gespanntem Interesse einen

frisch angeschlagenen Zettel zu lesen sich bemühten, indem sie die Sylben mit den Lippen nachzusprechen schienen — sie hörte die Worte: „der Starkemann will auch weg über's Wasser.“

„So!“ — „Ne!“ — „Ja!“ — Da ließ nur, er bietet seine Stätte zum Verkaufe an.“

Dorothee wendete sich zu Gottlieb — sein nidergeschlagener Blick bestätigte die Wahrheit der gehörten Worte — schweigend gingen sie in die Kirche. — — Als die tiefen Töne der Orgel rauschten, war es Dorotheen, als wolle ihr das Herz zerspringen vor Schmerz, von der Predigt verstand sie kein Wort — — aber sie betete. —

Jetzt kam eine böse Zeit für das einfache Paar. — Näher und näher rückte Ostern. — Das Bauerngut des Starkemann wurde verkauft — nun war Alles entschieden, die letzte Hoffnung dahin. — Arme Dorothee! — Noth, Sorge, Gram, der bittere, schwere Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Alles stürmte auf sie ein, und wie rang das arme Kind! Der kranke Alte war stumpf, taub und fühllos für ihre Qualen; er ahnete nicht, was um ihn her vorging; er kannte kein anderes Leiden mehr als körperliche Schmerzen und Mangel an Nahrung. —

Eines Abends kam Gottlieb zu Wippermeyer. Seine Abreise war nicht mehr fern; in sechs Wochen, zu Johannis, sollte ein Schiff von dem nächsten

Seehafen aus eine große Anzahl Auswanderer in die neue Welt führen, und der Colonus Starkemann schickte sich mit seiner Familie zur Reise an.

Da gewahrte Gottlieb einen Mann, welcher am Bette des kranken Häuslings saß; es war ein Nachbar und Freund desselben, der Schneider Knackfuß, ein Wittwer, der sein gutes Auskommen hatte und eine Frau suchte. Da fuhr der Dämon der Eifersucht in des Bauernsohnes Herz. — „Der Schneider hat ein Auge auf Dorothee!“ raunte er ihm in das willige Ohr, „die wird nicht lange weinen, wenn der Gottlieb fort ist!“ — „Dorothee!“ rief er, „ich muß Dich allein sprechen.“

Sie ging mit ihm vor die Thüre.

„Was hat der Schneider bei Euch zu thun?“ frug er barsch.

„Er brachte dem Vater ein Weißbrod mit und Tropfen, in Wein zu nehmen; lezthin, denke nur, hat der dem Alten gar ein warmes, wollenes Wamms gemacht — o, der ist so gut!“ — sagte Dorothee.

„So! für wen, für den Alten oder für Dich? Du wirst Dich bald trösten lassen, wenn ich fort bin, wenn Du schon jetzt schön mit ihm thust — hat Dir der Schneider auch schon das Hochzeitmieder versprochen?“ —

„Gottlieb, was willst Du sagen?“ rief Dorothee aufgebracht; „Du glaubst doch nicht? . . .“

„Na, na, wir werden's erleben,“ unterbrach sie Gottlieb, „wenn ich fort bin; in weniger als sechs Monaten bist Du des Schneiders Frau und der Gottlieb ist vergessen! — So sind die Mädchen alle!“ —

„Nimmermehr! — Keinen Andern nehme ich wie Dich, Gottlieb!“ —

„Dorothee!“ rief er lebhaft, indem er ihre Hand nahm; „versprich es mir, versprich mir, daß Du mir über's Wasser nachfolgen willst, wenn Dein Vater todt ist — ich schicke Dir das Geld zur Ueberfahrt!“

Dorothee versprach es mit Thränen und zum Himmel erhobenem Blicke, als wollte sie Gott zum Zeugen ihres Gelöbnisses nehmen. —

Aber Mißtrauen und Eifersucht ließen dem Bauernsohne keine Ruhe; bei ihm, wie bei den meisten Menschen, stieg das gewünschte Gut im Werthe, weil Andere nach dessen Besitze strebten. —

„Man kennt die Dirnen,“ dachte er bei sich, — „so ein wackeres Mädchen, so fleißig und so gut, finde ich nicht sobald; in dem wilden Lande über dem Wasser sind sie rar — und der Schneider soll sie nicht haben, so wahr ich Gottlieb Starkemann heiße!!...“

Und als Johannis kam und die Abreise nahete, beschloß Gottlieb, seinen Theil des Kaufgeldes von dem Bauerngute sich von seinem Vater auszahlen zu lassen und einstweilen zu bleiben bis zu des kranken

Wippermeyer's Ende, welches nicht mehr fern sein konnte.

„Zieht Ihr nur hin, ich komme schon nach,“ sagte er zu seinem Vater, „ich werbe noch junge Bursche und Mädchen an, die bringe ich dann mit; an fleißigen Händen fehlt's ja dort; ein Jahr früher oder später, darauf kommt's nicht an — dem Schneider lasse ich das Feld nicht offen!“

Bergeblich bat, schalt, fluchte der Colonus. — „Der Junge ist toll!“ rief er endlich; „um einer Dirne willen läßt er Vater und Brüder allein über's Wasser ziehn! —“

Gottlieb blieb. Als Alles entschieden war, eilte er zu Dorotheen. Die saß und nähete Hauben mit bunten Bändern zur nahen Hochzeitfeier einer reichen Bauerntochter, und viele heiße Thränen entquollen ihren Augen, indem sie ihr Schicksal dabei erwog und mit dem der glücklichen Braut verglich; vergeblich wischte sie die Thränen mit der flachen Hand ab, unaufhaltsam rannen sie von Neuem herab; da warf sie die Arbeit hin und preßte den Kopf in beide Hände und schluchzte, als wollte ihr das Herz brechen . . . Wenn gleich in den unteren Ständen, wo die Sorge um das tägliche Brod und die angestrengte Arbeit die Gedanken von der ausschließlichen Richtung auf einen qualvollen Gegenstand abzieht, der moralische Schmerz weniger empfunden wird, so bleibt

die Trennung von dem Manne, dem von Jugend an das Herz mit inniger Liebe zugethan war, selbst für das weniger zart organisirte Gefühl eines Bauernkin= des ein bitterer Uebergang, und schmerzlich lächelte Dorothee durch ihre Thränen, als Gottlieb eintrat.

„Weine nicht, Dorothee!“ rief er ihr entgegen, „ich bleibe hier, bis Du mit nach Amerika gehst.“

„O Gottlieb, das ist ein grausamer Scherz!“

„Nein, Dorothee, es ist mein voller Ernst; meinst Du, daß ich fortginge und Dich dem Schnei= der überließe? Nein, ich bleibe hier, es ist abge= macht, mein Alter weiß es schon.“ —

Dorothee konnte im Uebermaße ihrer Freude kein Wort sprechen; endlich rief sie jubelnd: „Den Schnei= der hat der liebe Gott in unser Haus geschickt!“

Zur festgesetzten Zeit reiste der Bauer mit seinen jüngern Söhnen ab, Gottlieb blieb zurück.

Zehntes Kapitel.

Ein Jahr war seitdem verflossen; wieder schmückte der Frühling die auflebende Natur mit Laub und Blüthen, der Kirschbaum vor dem Fenster der Lehmhütte duftete und die Vögel zwitscherten im nahen Buchengehölze. Alles schien sich eines neuen Daseins zu freuen; nur ein demüthiges, freudloses Menschenleben hatte so eben geendet — vielleicht auch, um nach langem Winter zu einem neuen, ewigen Frühlinge zu erwachen.

Dorothee saß am Todtenbette ihres Vaters. Die Leiche des armen Mannes lag friedlich da auf dem blau und weiß gewürfelten Bette, welches er seit einem Jahre nicht mehr verlassen konnte. Der niedrige Raum war durch ein kleines, mit Papier dürrstig verklebtes Loch, welches an einigen Stellen noch Glasscheiben hatte, spärlich erhellt. In einem Winkel desselben lag

der Rest des Kartoffelvorrathes (seit lange die einzige Nahrung der Bewohner), um sie vor dem winterlichen Froste zu bewahren; die treue graue Katze schlief auf dem Strohstuhle in der Ecke. —

In diesen nämlichen Umgebungen war der kranke alte Wippermeyer vor wenigen Stunden von einem Leben geschieden, welches ihm wenig Freude und wenig tief empfundenenes Leiden geboten hatte; ruhig, ohne Kampf war er bewußtlos hinübergeschlummert. — Werfen wir einen kurzen Rückblick auf des Arbeiters eben vollendete Lebensreise. —

Ungern war er bei seiner Geburt als eine lästige Zugabe der bereits zu ernährenden sechs Kinder von seinem Vater in der Welt empfangen worden. Der zarten Sorgfalt der tändelnden Mutterliebe, welche die ersten Schritte des Kindes der Reichen auf ihrer Lebensbahn umgaukelt und leitet, entbehrte der Knabe. Dagegen verflossen seine Kinderjahre bei den leichten Pflichten des Kuhhirten in Gottes freier Natur — nicht eingeschlossen in die dumpfen Räume einer Fabrik, wie so viele Kinder im zarten Alter, deren Glieder, durch die angestrengte Arbeit vor der Zeit geschwächt, in ihrer Entwicklung zurückbleiben und, zu früh eingeweiht in das Elend, ein freundloses Dasein und kränklichen Körper durch das Leben schleppen.

Raum den Kinderjahren entwachsen, im Vollgenusse seiner Kräfte, verließ der junge Wippermeyer seine

väterliche Hütte, um sich als Tagelöhner selbst zu ernähren. Noch hatte das Maschinengarn nicht den Ertrag des Handgespinnstes verdrängt, und bald führte er die fleißige Spinnerin Margarete in die Hütte, welche er von dem Bauern Starkemann gemiethet hatte.

Das waren die guten Tage seines Lebens; die Arbeit seiner Hände genügte, ihnen einen bescheidenen Wohlstand zu verschaffen. Die Glücklichen! Sie kannten nichts Besseres, als ihre Hütte, keine höheren Genüsse, als Sonntags im besten Staate zur Kirche zu gehen und mit den Gevattern einen Schnaf zu halten.

In ihrem Hause wehete der Geist der Zufriedenheit, des einfachen kindlichen Glaubens, gleich fern von überspannter Schwärmerei, als von den spitzfindigen Grübeleien des Zweifels.

Da kam auch für das demüthige Loos der einfachen Leute der Wendepunkt. Ermüdet von der Hitze des Tages legte sich der Arbeiter eines Nachmittages in den Schatten der Bäume und entschlummerte. Es war im September. Ein reichlicher Thau und Nebel senkte sich auf das Gras nieder; ein kalter, feuchter Abend folgte dem heißen Tage; als der Ermüdete von dem erquickenden Schläfe erwachte, waren seine Glieder steif; er blieb gelähmt und untauglich zur Arbeit. — Diesem Schlage folgte das Nervenfieber — ein

nicht seltener Gast in den Hütten der Armen nach einem heißen Sommer. Zuerst ward seine Frau davon ergriffen; bald läutete es vom Kirchthurme für ihre Beerdigung. Bald erhob sich neben ihrem frischen Grabhügel ein zweiter, der ihres ältesten Sohnes.

Nun kamen die bösen Tage im Leben des Miethsmannes. Die Noth, der kümmerliche Erwerb von seiner Hände Arbeit, die einzigen Glieder, welche nicht gelähmt an seinem Körper waren, der Verkauf der Ruh, die unbezahlte Hausmieth, die Drohungen des Colonus, endlich die Verbannung in den erbärmlichen Winkel der Hütte, in welchem er den Rest seines Daseins in Krankheit und Elend beschloß; dennoch verließ den einfachen Mann nicht die zufriedene, heitere Laune, der kindliche Glaube der Väter, an den er bei seinen mannichfachen Leiden kein zagendes, zweifelndes: Warum? richtete. Die liebevolle Pflege seines frommen Kindes erheiterte auch das letzte schwere Jahr seiner Krankheit, und friedlich ging er hinüber mit ruhigem Rückblicke auf sein mühevolltes Leben. —

„Der arme Vater, was für ein trauriges Leben hat er geführt!“ schluchzte Dorothee, als Gottlieb sie zu trösten suchte. „Wie ruhig liegt er nun da, als ob ihm ganz wohl wäre! O, siehst Du, Gottlieb, wäre ich voriges Jahr mit Dir über's Wasser gegangen, so hätte er ganz verlassen und allein hier sterben müssen!“

Gottlieb führte sie in's Freie und sprach mit ihr von der baldigen Abreise; denn viele Bewohner des Dorfes rüsteten sich zur Auswanderung. — In wenigen Wochen sollte ein Schiff vom nächsten Seehafen absegeln, um sie nach Amerika zu bringen, und immer dringender mahnte Gottlieb's Vater den Zurückgebliebenen, ihm bald zu folgen; denn weit über seine Erwartung hatte der Bauer Alles dort gefunden. Er war bereits Besitzer eines bedeutenden Landstriches, den er für einen billigen Preis erlangt hatte; ihm mangelten nur fleißige Hände, um den trefflichen Boden zu bebauen.

Dorothee war nun bereit, ihrem treuen Liebhaber über den Ocean zu folgen. Keine Pflicht hielt sie mehr zurück, seit der einfache schwarze Sarg des Vaters unter der großen Linde auf dem Kirchhofe versenkt und mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet war.

An dem dritten Sonntage, nachdem der letzte Glockenton der Beerdigung des Wippermeyer verflungen war, stießen sich viele Bauerdirnen unter einander an und schauten nach einem gewissen Plaze in der Kirche, wo Dorothee zu sitzen pflegte, während der Prediger Friedhagen folgende Worte von der Kanzel herab sprach:

„Es sind auch noch Personen vorhanden, welche willens sind, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und werden demnach aufgeboten zum ersten Male:

„Friedrich Heinrich Gottlieb Starkemann, des
Colonus Hans Franz Starkemann zu Feldhagen Sohn,
mit

„Marie Ilsebein Dorothee Wippermeyer, des
Häuslings Anton Wippermeyer zu Feldhagen Tochter.

„Gott segne die Verlobten. Amen.“

Die Abreise rückte heran; eine große Anzahl
Auswanderer wollte, ehe sie für immer vom Vater=
lande schieden, noch einmal mit der Gemeinde das
heilige Abendmahl empfangen, als Vorbereitung zu
Freud und Leid im fernen Lande, dem sie entgegen=
gingen.

Auch Gottlieb Starkemann und seine junge Frau
waren unter der großen Zahl, welche, wohl nie so tief
bewegt, als heute, an dieser heiligen Stätte zum letz=
ten Male versammelt waren. — Ergreifend rauschten
die Töne der Orgel, schwoll der Gesang der Gemeinde,
viele Augen waren feucht vor Rührung oder Schmerz
des Abschiedes.

Nach der Ceremonie gingen Gottlieb und Doro=
thee heim. Ein wehmüthiger Abschied ward genommen
von der kleinen Stube, wo Beide mit einander so viel
Frohes und Trauriges durchlebt hatten. Dann wan=
derten sie nach dem väterlichen Hause Gottlieb's, jetzt
in fremden Händen. Das große Bauernhaus lag so
friedlich da; der Hof, überschattet von kräftigen Eichen,
durch deren laubige Zweige die Sonne ihre goldenen

Strahlen auf den grünen Rasen warf — über dem grünbemooseten Strohdache wehete die schlanke einsame Birke in der Abendluft; von der untergehenden Sonne war der weiße Stamm röthlich beleuchtet und die Strahlen glüheten in den kleinen Fensterscheiben, die aus den Weinranken freundlich hervorblickten. —

Gottlieb war das Herz schwer. „Warum mußte meinen Alten nur die Unruhe und Unzufriedenheit hier fort und über's Meer treiben!“ rief der junge Bauer. „Warum konnte er sich nicht begnügen mit dem reichlichen Auskommen, was er hier in dem alten lieben Hause hatte, wie sein Vater vor ihm und ich es so gern nach ihm gethan hätte? Daß doch die Menschen, wenn sie es gut haben, es immer besser verlangen! Ach, Dorothee, wäre er hier geblieben, so könnte ich Dich jetzt in dies Haus führen und wir lebten dann Alle so zufrieden beisammen darin, statt daß wir jetzt, alles bekannte Gute verlassend, eine gefährliche, weite Reise wagen, um in einem fremden Lande es wahrscheinlich nicht viel besser zu finden.“

„Dein Vater schreibt so zufrieden von dort —“ seufzte Dorothee.

„Und wenn er unzufrieden wäre, glaubst Du, daß er es gestehen würde? — — Gott weiß es, ich habe nie von Amerika reden hören ohne Unlust und Mißtrauen. — Mir sagt eine Ahnung, Dörtchen, daß wir es noch bereuen werden.“

„Aber, Gottlieb,“ tröstete Dorothee — „was kann das nun Alles helfen; wir müssen ja nun einmal fort — denn die Stätte ist verkauft, und Du wirst hier doch nicht als Tagelöhner leben wollen — zudem bittet Dich Dein Vater so dringend, hinüber zu kommen. Alles ist ja abgemacht und die Abreise auf morgen früh festgesetzt. — Komm, laß uns nach Hause gehen!“

„Du hast Recht, Dörtchen, was kann es nun helfen! Aber der Abschied von diesem Orte, wo ich geboren, aufgezogen bin und immer zufrieden war, macht mir das Herz schwer. Sieh' nur, der Storch, der sonst alle Frühlinge kam und auf dem lieben alten Hause sein Nest aufsuchte, ist auch ausgeblieben, das bedeutet nichts Gutes!“

Fort ging das Paar — noch einen Blick nach Gottlieb's Vaterhause warf Dorothee zurück; wieder schimmerte die blasser Mondsichel durch die dunkeln Tannen, wie damals, als sie vor drei Jahren dort mit Gottlieb stand und weinte, als der Bauer zuerst von Amerika gesprochen, und ihre Augen waren feucht, als sie dem Schauplatze so vieler Freuden und Leiden auf immer Lebewohl sagte.

Am andern Morgen fuhren die begüterten Auswanderer in mehreren Wagen, mit Strohsäcken, statt Bänken, belegt, ab. Die Armeren mußten zu Fuß den Seehafen zu erreichen suchen.

Da gab es manchen traurigen Anblick, manchen

thränenvollen Abschied für's Leben von den Zurückbleibenden. Die jungen Bursche und Mädchen gingen mit dem sanguinischen Lebensmuth der Unerfahrenheit dem geträumten Dorado entgegen, wo die Ersteren gebratenes Fleisch und Dollars, die Letzteren Männer vollauf zur Auswahl zu finden hofften, und machten ihrer frohen Laune in schallendem Gesange Lust. Die Aelteren dagegen waren still in sich gekehrt und erwogen die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise, die Möglichkeit des Mißlingens ihres Vorhabens. Am traurigsten sah es aus, wie die armen Fußgänger, bisweilen zahlreiche Familien, mit Bündeln, ihre geringe Habe enthaltend, mühsam ihren Weg zurücklegten, im Staube und der sengenden Hitze eines wolkenlosen Junitages. Da ging eine Mutter; sie trug das kleinste Kind auf dem Arme, welches, ein hülfloser, zarter Säugling, allen Strapazen und Entbehrungen einer langen Seereise entgegen ging, denen das kleine Wesen aller Wahrscheinlichkeit unterliegen mußte, um dann als kleine Leiche auf einem Brete über Bord den Fischen zur Speise hinabgeworfen zu werden. Dieß war der Gedanke der Mutter, als sie den kleinen Liebling an den Busen drückte, während die größeren Kinder mühsam neben den Eltern trippelten, erliegend unter Hitze und Ermattung.

Auch alte kränkliche Frauen und Männer schleppeten sich mit fort, von den jüngern Gliedern der Fa-

milie, als lästige und doch nothwendige Zugabe mit hinüber genommen zu werden.

In dem Seehafen angelangt, begannen neue Sorgen und Leiden für die Almern der Auswanderer, welche nicht selten mit dem Reste ihrer Habe die Beute des speculativen Eigennuzes, der Presserei gewissenloser Menschen wurden, die ihre ländliche Unerfahrenheit geschickt zu benutzen verstanden. Ohne das hinreichende Geld zur Ueberfahrt übrig behalten zu haben, mußten die Unglücklichen dann die Rückreise nach ihrem Dorfe wieder antreten, um mit ihrem Elende der Gemeinde zur Last zu fallen.

Gottlieb und Dorothee gingen in den belebten Straßen der Stadt mit unsicheren bäuerlichen Schritten in der ungewohnten Umgebung und betrachteten mit blödem Staunen die reichgeschmückten Läden und nie erblickten Herrlichkeiten.

„Sieh nur, Gottlieb,“ rief Dorothee, „den Zuckerbäckerladen mit den Fenstern, die so glänzen, wie der kleine Spiegel in unserer Stube, und da haben sie gar einen Menschen nachgemacht, und von Zucker, denn es läßt so weiß!“

„Und hier, Dörtchen, sieh, das ist ein Schiff — so einß liegt im Hafen, womit wir über's Wasser fahren sollen; unten ist es braun, und Segel und Taue sind von Zucker! . . .“

Das hübsche junge Paar war dem Kennerauge
Vier Lebenswege.

der jungen städtischen Elegants ein Gegenstand des Wohlgefallens, und mancher Dandy richtete seine Lognette auf das frische roth und weiße Gesicht der jungen Bauerfrau, in ihrem kleinen Strohhute mit blauem Bande und der kleidsamen Tracht des Dorfes Feldhagen.

Endlich war das Schiff *Belox*, Capitain Ryter, segelfertig, die Vorräthe eingenommen, die Auswanderer im untern Raume eingeschifft und die Anker wurden gelichtet.

Jetzt schienen die Thürme, Häuser, Gärten der Stadt sich zu bewegen und pfeilschnell entfernten sie sich vor den überrascheten Blicken Dorotheen's und ihres Vatters; Beide lehnten an einem Maste auf dem Verdecke und sahen zitternd vor Verwunderung und Angst die weite unbegrenzte Wasserfläche sich vor ihnen ausbreiten. Bald waren sie auf hoher See; ein frischer Nordost blähte die Segel und hob die Wellen des Meeres, auf denen das Schiff leicht schaukelnd dahin getragen ward.

Als der Abend kam, suchten die Auswanderer die Ruhe in dem engen Raume, der sie für viele Wochen beherbergen sollte; die Seefrankheit stellte sich ein, und es währte einige Tage, bis sie sich an die Bewegung des Schiffes gewöhnten.

Schon hatten sie Irland's Küsten aus dem Gesichte verloren, als sich der frische Seewind unmerk-

lich steigerte. Höher schwellen die Wellen, dunkler ward der Himmel; die Sonne, von schwärzlichen Wolken bedeckt, beleuchtete nur an einzelnen Stellen mit grellem, fahlem Glanze die unruhige Wasserfläche. In der Entfernung sah man ungeheure Wellen, sich überstürzend, ihren weißen Schaum gen Himmel spritzen, deren Brandung verborgene Felsklippen verriethen.

Wild heulte nun der Sturm; das dumpfe Brüllen des empörten Meeres antwortete schauerlich; dazwischen tönte der kurze befehlende Ruf des Capitains; die Segel wurden umgelegt, die Taue angezogen.

Jetzt sank die Sonne im Westen; die Nacht mit ihrer schwarzen Färbung verhüllte den Kampf der Elemente; fort tobte der Sturm, das Schiff flog pfeilschnell dahin . . .

In dem unteren Raume lagen die Auswanderer, getheilt zwischen den Leiden der durch die heftige Bewegung des Schiffes gesteigerten Seefrankheit und zwischen den Qualen der Todesangst in der Sturmesnoth. Vergebens suchten einige unter ihnen die Gefahr durch eigene Anschauung auf dem Verdecke zu ermessen; die Cajütenthür war auf Befehl des Capitains verriegelt, damit die Angst der Passagiere nicht den kaltblütigen Muth der Matrosen störte und ihre Bewegungen hemmte. Endlich kam der ersehnte Morgen und beleuchtete einen majestätisch furchtbaren Anblick.

Die schwarzen Wolkenmassen schienen mit den Wellen ein Element zu bilden; die Wasserlinie des Horizonts war nicht mehr zu unterscheiden; die Wogen glichen Wasserbergen, deren hohe, durchsichtig grüne Gipfel mit schneeweißem Schaume gekrönt, das Schiff bald zum Himmel emportrugen, bald es in die Tiefe jählings hinabschleuderten. Zuweilen stürzte sich ein solcher Wasserberg mit furchtbarem Rauschen über das Verdeck hin und durchnäßte die Matrosen.

Gegen Mittag erreichte der Stum den höchsten Grad; fruchtlos blieben alle Anstrengungen des Capitains und seiner kühnen Leute, das Schiff von der immer näher durch Klippen bezeichneten Küste fortzulenken und das offene Meer zu gewinnen, wo es vor dem Scheitern sicher war; der widrige Wind trieb es unaufhaltsam dem Verderben zu; der Angstschrei der Matrosen erscholl durch das Schiff — sie kämpften nicht länger den vergeblichen Rettungskampf. Da sprang die Kajütenthür des untern Raumes, von der Todesangst der eingeschlossenen Auswanderer erbrochen, auf und die Unglücklichen strömten schreiend vor Entsetzen auf das Verdeck. Des bewegten Meeres ungewohnt, konnten sie nicht auf dem zur Seite liegenden Schiffe stehen und stürzten nieder oder klammerten sich an Taue und Mast . . .

Jetzt war der Untergang unvermeidlich; schon schäumte die Brandung der nahen Felsklippen über

das Berdeck, noch wenige Minuten und der Sturm schleuderte es auf die Felsen.

Da ließen die Matrosen die Bööte aus den Tauen in's Meer hinab, um das letzte Rettungsmittel zu versuchen. Alles stürmte der Treppe zu, um die Bööte zu besteigen. In wilder Unordnung stürzten die Unglücklichen in großer Anzahl hinein. Das Eine war fast überfüllt und stieß ab vom Schiffe. — Das Zweite war nun die einzige Hoffnung der ungeheuren Menge in Todesgefahr schwebender Menschen.

Der Capitain bestieg es; schon war es voll — da rief Gottlieb mit verzweifelnder Stimme: — „Nur noch Eine nehmt mit hinein, rettet mein Weib!“

Und ein menschenfreundlicher Matrose half ihr in das Boot. Da donnerte die Stimme des Capitains das Machtwort: — „Stoßt ab! Keiner darf mehr hinein, schon sinkt das Boot, es ist überfüllt — besser, daß Einer umkommt, als Alle!“

Schon entfernte das Fahrzeug sich vom Schiffe; mit verzweifelnder Geberde rang Dorothee die Hände, als sie Gottlieb zurückbleiben und an den Mast geklammert erblickte, der ihr athemlos nachsah, wie das Boot auf und nieder durch die schäumende Brandung tauchte.

Da erhob es sich plötzlich, auf dem Rammme einer ungeheuren Welle emporgetragen, rasch fuhr es in den Abgrund der Wassermassen hinab und konnte den

Schwerpunkt nicht wieder finden — es schlug um — von dem Schaume der Bogen überspült verschwand es vor Gottlieb's Blicken! . . .

Nicht lange empfand der Unglückliche den Schmerz dieses Anblicks. Wie er, athemlos über den Rand des Bugsprietes hinaus gelehnt, vergeblich den Leichnam seiner Frau auf den Wellen suchte, riß ein Windstoß das Schiff auf die Seite — die Wellen spülten über das Verdeck hin.

In wenigen Minuten sank es; auf eine verborgene Klippe getrieben, hatte es eine Beschädigung erlitten, durch welche das Wasser in den untern Raum mit unaufhaltsamer Schnelligkeit eindrang.

Die Sonne stand tief im Westen und tauchte ihre feurige Kugel in die bewegte See; die Spitzen der einzelnen Bogen vergoldete sie mit ihrem letzten Schimmer; die Leichen und Trümmer des vor wenig Stunden untergegangenen Schiffes wurden zum letzten Male von ihren Strahlen beleuchtet; dann sank der Schleier der Nacht herab und verhüllte die grause Scene — den Krieg der Elemente in ihrem dunkeln, geheimnißvollen Schooße.

Man las kurze Zeit nachher in den Zeitungen:

„Die letzten bedeutenden Stürme haben viele Opfer gefordert. Unter andern scheiterte das Schiff Belox, Captain Ryter, an der Küste Irland's. Von der Mannschaft und den an Bord desselben befindlichen zahlrei-

chen Auswandern vermögten nur einige Matrosen ihr Leben durch Schwimmen zu retten. Alle Uebrigen kamen in den Fluthen um, welche traurige Thatsache die vielen ans Ufer geschwemmten Leichen mit nur zu unzweifelhafter Gewißheit kund gaben . . .“

Fünftes Kapitel.

Seit mehreren Jahren befand sich Berthold Willau nunmehr in einer angenehmen, ihm vollkommen zusagenden Stellung, als Associé von Mr. Fawkes in der Havannah, dessen Gunst er durch einige wohlgeleitete Speculationen, seine Umsicht und Geschäftsfenntniß in hohem Grade sich erworben hatte.

Der lange Aufenthalt in einem englischen Hause, der fast ausschließliche Umgang mit Engländern, in einem Alter, wo die Biegsamkeit der Jugend den Menschen nach seinen Umgebungen formt, besonders wenn er ein Deutscher ist, eine Nation, welche am leichtesten die Sitten anderer Völker annimmt — hatten Willau, äußerlich wenigstens, völlig zum Engländer umgeschaffen! Die ruhige Haltung, die abgemessene Bedachtsamkeit, das Benehmen, Anzug und

Gewohnheiten des täglichen Lebens hatte er angenommen, und Mr. Fawkes fühlte sich in der Gesellschaft seines jungen Associé's so heimisch, daß derselbe ihm bald unentbehrlich wurde, zumal da der alte Kaufmann ganz allein stand; von seiner einzigen Tochter hatte er sich früh getrennt, um sie in England erziehen zu lassen.

Ein schlagender Gegensatz zu Berthold's ächt-deutscher Biegsamkeit, war Mr. Fawkes in den Dreißigerjahren seines Lebens in Ostindien und Havannah stets Engländer geblieben; im nationalen Selbstgeföhle verpflanzte er selbst die in jenen heißen Klimaten unpassenden Gewohnheiten der englischen Häuslichkeit in seinen tropischen Aufenthalt, dessen lange Dauer in ihm den Sohn Albion's nicht um ein Jota in dem, was er in Liverpool war, that und dachte, modificirt hatte.

Sein Drawing room oder Salon war, wie in Altengland, mit weichen Teppichen belegt, wenn auch die Feinheit derselben die Kühle des marmornen Fußbodens durchdringen ließ, und trug das Gepräge des üppigen Comforts an sich. Mehrere Etablissements mit elastischen Lehnstühlen und seidenen Divans, Taccaranda-Tische mit Zeitungen, Journalen und kostbaren Albums mit englischen Kupferstichen füllten das geräumige Zimmer aus. Die zahlreichen Gäste seines Theetisches hatten die Freiheit, nach englischer Sitte

zu lesen oder sich zu unterhalten, ohne daß es der Gesellschaft im Geringsten auffiel, wenn ein Mitglied derselben stundenlang seine Aufmerksamkeit einem Journale oder einem Buche widmete — diese Abwesenheit alles gesellschaftlichen Unterhaltungszwanges bewahrt die englischen Theezirkel vor der Steifheit und Längenweile, welcher die Deutschen nicht selten anheimfallen.

Lange sollten indessen diese gastlichen Räume nicht mehr ausschließlich dem männlichen Geschlechte geöffnet sein, denn Mr. Fawkes erwartete ungeduldig seine einzige Tochter, welche er in England erziehen ließ, damit sie demnächst, mit allen Talenten und der Bildung einer europäischen Erziehung ausgestattet, die Zierde seines Hauses und dessen Wirthin sei.

Endlich langte sie an, und gespannt vor Erwartung trat Willau eines Abends in das Gesellschaftszimmer seines Associé's, an dessen Theetische Miß Ellen Fawkes heute zum ersten Male präsidirte.

Noch waren keine Gäste angelangt und Ellen befand sich allein mit ihrem Vater. Man konnte sie nicht schön nennen, aber der Reiz der zarten Weiblichkeit, welcher den Töchtern des sonnenlosen Nebellandes so eigenthümlich ist, umgab auch Miß Fawkes' schlanke jugendliche Gestalt. Es ist wahr, ihnen fehlen oft die reichen, schwellenden Formen des Südens, ihrem Ausdrucke das Feuer — der ausgeprägte Cha-

rafter, aber der milde Blick, die durchsichtige und doch blendende Weiße ihrer Farbe, der sinnige Ausdruck der hellblauen Augen, von langen, gebogenen seidenen Wimpern sanft beschattet, gehören ihnen als schönes nationelles Erbtheil.

Miss Ellen erhob sich, eine leichte Röthe überflog ihr Gesicht, als ihr Mr. Fawkes Berthold zuführte und mit den Worten bekannt machte:

„Meine liebe Ellen, hier ist Mr. Willau, ein sehr werther Freund unseres Hauses, welchen Du als fleißigen Besucher unseres Theetisches ohne Zweifel freundlich willkommen heißen wirst.“

Miss Fawkes reichte nach englischer Sitte ihre kleine weiße Hand dem Associé ihres Vaters mit einer Mischung von kindlicher Schüchternheit und jungfräulicher Würde, welche sie unendlich anziehend machte, und sagte:

„Mein Vater erwähnte Ihrer so oft in seinen Briefen als treuen Theilnehmer seiner Freuden und Leiden, daß Ihr Name für mich bereits kein unbekannter mehr ist.“

Berthold stand wie gebannt da — er hörte nur den Silberton ihrer Stimme, ohne die Worte zu verstehen; es war einer jener verhängnißvollen Momente des Lebens, in welchen wir es ahnen, daß wir an dem Wendepunkte unseres Schicksals stehen, ohne uns Rechenschaft geben zu können von der Ursache und

Natur des Gefühls, welches uns plötzlich durchbebt.

Indessen füllte sich das Zimmer mit Gästen und Miß Fawkes mußte viele neue Bekanntschaften machen; mit Grazie schenkte sie den Thee, wobei ihre Ueberfahrt von England und Nachrichten von dort den Stoff zur Unterhaltung gaben.

Nachdem die Toasts, Bisquits, eingemachten Früchte und anderer Zubehör des würzigen Thees mit der letzten Tasse des beliebten Trankes verzehrt waren, theilte sich die Gesellschaft in Gruppen. Mr. Fawkes setzte sich mit einem alten Kaufmanne an einen abgesonderten Tisch am Ende des Salons und nahm die letzte Zeitung vor, welche zu einer politisch = merkantilen Diskussion Stoff gab. Einige Engländer begannen Schachpartieen oder Kartenspiele. Miß Ellen nahm mit den Damen an einem großen runden Tische Platz, der mit Albums und den glänzend eingebundenen Werken der besten Schriftsteller bedeckt war. Berthold fand bald den Weg zu ihr.

Eine Prachtausgabe von Byron's Gedichten, in welcher Ellen blätterte, schien ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; sie betrachtete Newstead Abbey, das romantische Schloß des Poeten, als er die Unterhaltung begann:

„Sie scheinen eine Verehrerin des Dichters zu sein, dessen Schloß Sie so aufmerksam betrachten;

gewiß erinnert es Sie an das traurige Schicksal, das zerrissene Leben dieses genialen Mannes — an seinen Tod fern von der Heimath!“

„Ich bewundere Byron's reiche Fantasie,“ entgegnete Ellen, „die kräftige, energische Sprache seiner Poesieen, die unnachahmlich schönen Schilderungen und Bilder, aber der düstere, mit sich selbst uneins gewordene Geist, welcher seine Schöpfungen durchweht — stört mich; ich glaube,“ setzte sie sinnend hinzu, „man muß unglücklich, unzufrieden mit dem Leben sein, wenn Byron's Dichtungen im Gemüthe Anklang finden sollen; vielleicht bin ich zu glücklich und heiter, um seine Stimmung zu verstehen — und ziehe z. B. Moore's Poesieen mit ihrem milden Charakter und der frommen Gesinnung, die aus ihnen spricht, jenen bei Weitem vor, obgleich ich oft sagen hörte, daß sie an dichterischem Werthe weit unter Byron's Werken stehen.“

„Sie haben Recht, Miß Fawkes: Byron ist der Dichter der Unzufriedenen — der Zweifler. Der getäuschte Ehrgeizige, der betrogene Liebende, der Lebensmüde, welcher alle Genüsse ohne Befriedigung erschöpfte, findet seine Gefühle vom poetischen Gewande umkleidet in Byron's Melancholie und Mißmuthe wieder und fühlt sich von sich selbst erhoben durch die Harmonie mit dem großen Dichter. Moore hingegen ist der Dichter der Frauen, seine lieblichen klaren

Dichtungen mögte ich mit einem Frühlingstage Italien's vergleichen, so mild, rein und wohlthuend — Byron's Poesie mit der glühenden Natur der Tropen, so üppig leidenschaftlich heiß, so majestätisch die Bilder, so furchtbar schön, so zerstörend wie unsere Gewitterstürme sind seine Kämpfe der Leidenschaft, so verführerisch zauberisch wie unsere hiesigen Mondnächte seine Schilderungen der Liebe"

Miß Fawkes lauschte mit lebhaftem Interesse; sie war gebildet genug, um dem höheren Fluge der männlichen Intelligenz zu folgen; nie aber hätte ihre ächt weibliche Zurückhaltung ihr gestattet, sich der Unterhaltung in dem widrig docirenden Tone der gelehrten Frau zu bemächtigen; sie wagte die bescheidene Anregung eines interessanten Gegenstandes nur, um der männlichen Beredtsamkeit freien Spielraum zu geben und durch einen geistvollen Blick oder Worte ihren Antheil zu beweisen und den Redenden anzuheuern.

Berthold ward hingerissen von dem noch nie gekosteten Genuße, mit einem reizenden, auf gleicher Bildungsstufe mit ihm stehenden weiblichen Wesen Gegenstände des lebhaftesten Interesses zu besprechen, und entfaltete vor ihr die in langer Einsamkeit gesammelten Schätze seines gründlich gebildeten, mit reicher Fantasie ausgestatteten Geistes; endlich frug er:

„Welchen Eindruck machte Havannah auf Sie?

— verließen Sie ungern Ihr Vaterland, um es mit diesem glühenden Klima zu vertauschen?“

„Keinesweges,“ entgegnete Miß Fawkes; „Havannah ist mein Geburtsort; bis zu meinem achten Jahre war ich hier, und nie konnte ich im nebeligen ersten England die zauberische Natur der Tropen, die ersten Eindrücke meiner Kindheit vergessen; stets hatte ich eine unbestimmte Sehnsucht nach dem azurnen Himmel, den wehenden Palmen, dem blauen klaren Meere Havannah's; während meines Aufenthalts in Edinburgh, wo ich bei einer Schwester meiner Mutter lebte, konnte ich den Tag nicht erwarten, welcher mich in die Arme meines theuren Vaters und in das Land meiner Träume zurückführen sollte.“

„Ellen, gieb uns eines Deiner schottischen Lieder zum Besten,“ rief Mr. Fawkes, der nunmehr seine mercantilische Discussion beendigt hatte.

Ohne sich lange zureden zu lassen, öffnete Ellen das Piano und sang. Ihr Lied war eine jener einfachen schottischen Weisen, welche in Harmonie mit ihrem ganzen Wesen schien. Ihr Gesang entbehrte der Vollendung der Opernsängerin und war fern von dem Reize der leidenschaftlichen italienischen Compositionen, aber ihr Gesang kam vom Herzen und zeugte von einem Gefühle, welches, noch nicht zur Leidenschaft aufgereg, in dem jungfräulichen Busen sanft

schlummernd dalag — wie die reiche ächte Goldmine, tief verborgen unter einfachen Waldblumen.

Unter dem Einflusse dieser Töne ging Berthold heim — wie ein Träumender; seit wenigen Stunden hatten seine Ansichten über die Frauen eine gänzliche Aenderung erlitten. Die Neigung zu Asta's aufblühenden Reizen, die von der Kindheit ihm in die ersten Jahre der Jugend gefolgt war — dann der schnell verflogene Rausch der Leidenschaft für die schwarze Millah, standen jetzt vor ihm wie eine Spielerei — zu Beiden hatte er hinab gesehen, sie zu sich emporgehoben, das Kind zum Jüngling, die Sklavin zum Herrn, und nach ihnen seine Würdigung der weiblichen Natur bestimmt — und wie ganz anders erschien Miß Jawkes vor den Augen seines Geistes!

Die Liebe, so mannichfach in ihren Anfängen, als ihren Aeußerungen, diese schönste Blüthe am Baume des Lebens — oft das Werk der längeren Bekanntschaft, des graduellen Erkennens des gegenseitigen Werthes, der wachsenden Harmonie, ist bisweilen auch die Geburt eines einzigen entscheidenden Augenblickes, und berührt wie mit einem electrischen Schlage, dessen geheimnißvolle, unwiderstehliche Wirkung nicht selten eben so dauerhaft fesselt.

So war es mit Willau; in Ellen's mildem

blauen Auge strahlte ihm die reine Seelenschönheit entgegen — schon war sie von seinem leicht entzündbaren Herzen zum Ideale der ächten Weiblichkeit erhoben, kaum wagte er schon jetzt sich zu gestehen, daß er nach dem fast unerreichbaren Besitze dieser Perle strebte!

Als er die Schwelle seiner Wohnung betrat, erhob sich Myllah's dunkle Gestalt von den Stufen der Treppe, auf welchen sie, wie gewöhnlich, seines Kommens geharrt hatte. „Du bist lange fortgeblieben, mi Amo (Herr),“ rief sie in vorwurfsvoll zärtlichem Tone, indem sie seine Hand mit glühenden Küssen bedeckte.

Er schien sie nicht zu beachten. „Mi Amo, woran denkst Du — was ist Dir!“ fuhr sie erstaunt fort . . . „Sieh', Deine Limonade steht schon bereit auf dem Tische, kommst Du nicht herein?“

Willau entzog sich unsanft ihren Liebkosungen. „Geh' zur Ruhe, Myllah!“ sagte er — „Du hast schon zu lange auf mich gewartet; ich bedarf Nichts mehr und will noch einen Gang durch den Garten machen.“

Erstaunt gehorchte die Slavine, aber sie schlich ihm nach in den Gebüsch, um unbemerkt wenigstens seine Nähe zu genießen.

Berthold stand lange träumend auf der Terrasse und blickte in das dunkle Meer, welches unbestimmt, geheimnißvoll auf- und niederwogte und am fernen Horizonte mit dem blauen klaren Himmel zu verschwimmen schien.

Zwölftes Kapitel.

Der Zeitpunkt war endlich für Mr. Fawkes gekommen, wo er die Früchte seiner rastlosen Thätigkeit in vollen Zügen genoß.

Sein Haus empfing die vornehmsten Bewohner Havannah's, glänzende Feste belebten die bis dahin stillen Räume, der raffinirteste Luxus zeichnete die Empfangstage des reichen Kaufmannes aus. Miß Fawkes, die jugendlich blühende, reiche Erbin, war der Mittelpunkt aller Huldigungen, der Magnet seines Hauses.

Mr. Fawkes schwelgte in den Triumphen seiner Eitelkeit; sein Ehrgeiz baute Lustschlösser künftiger hoher und reicher Connectionen, welche er von jeher als das höchste Ziel seines Strebens betrachtet hatte.

Berthold Willau ward indessen der Tochter seines Associé's eben so unentbehrlich, als er es bisher dem Vater gewesen; täglich mußte er wenigstens einige Stunden bei ihnen sein, mit Mr. Fawkes Politik, Conjunctionen des Handels besprechen und die nächsten Speculationen projectiren oder eine Partie Schach spielen.

Miß Fawkes hatte entdeckt, daß Willau, ein passionirter Musikkfreund, eine kräftige, schöne Stimme hatte; nur zu gern sang er Duett's mit ihr oder begleitete ihre schottischen Lieder auf dem Piano. Am liebsten war Berthold mit ihnen allein, wenn keine Besucher den Theezirkel vergrößerten; die süße Gewohnheit des täglichen Zusammenlebens ward unmerklich das Band, welches Willau an diese liebenswürdige Familie wie ein Glied derselben knüpfte; ungestört überließ er sich dem Zauber, welchen Ellen auf ihn ausübte, als es noch Zeit gewesen wäre, die Anfänge der gefährlichsten Leidenschaft durch Entfliehen aus ihrem Bereiche zu ersticken.

Zuweilen gab sich Berthold mit williger, allzusüßer Selbsttäuschung den kühnsten Hoffnungen für seine Zukunft hin. Wenn er hingegen den glanzvollen Festen beiwohnte, in welchen Mr. Fawkes mit Ostentation seinen Reichthum zur Schau trug, so fühlte sich Berthold unheimlich schmerzlich berührt durch den fühlbaren Abstand zwischen seinen Verhältnissen und

denen seines Associé's; thöricht, vermessen schienen ihm dann seine Wünsche; entmuthigt kehrte er schweren Herzens in sein kleines Landhaus zurück und überrechnete kleinmüthig die geringe Summe, die sein bisher mühsam erworbenes Vermögen ausmachte.

Es ist wahr, vortheilhafte Speculationen und die Verbindung mit Mr. Fawkes' geachteter Firma hatten es ihm in den wenigen Jahren seiner Stellung als Associé desselben möglich gemacht, zehn Tausend Pfund Sterling zu erübrigen. Doch was war dieses in Deutschland nicht unbedeutende Vermögen im Vergleich zu des Engländers Reichthum!

Ein Jahr verging; so sehr Berthold seine wachsende Leidenschaft für Miß Fawkes durch diese Rücksichten zu bemeistern strebte, war der tägliche Umgang mit dem herzgewinnenden Wesen, welches sich mit kindlicher Offenheit und schwesterlichem Vertrauen ihm angeschlossen, eine zu mächtige Versuchung für ihn. Er ertrug diesen Kampf, diese Ungewißheit nicht länger, übermächtig ward in ihm der Wunsch, Ellen zu besitzen; zu allen Einflüsterungen seines Herzens, welches ihm die junge Engländerin als das Ideal seiner Lebensgefährtin vormalte, gesellte sich überdies der Umstand, daß ihr Besitz zugleich ihn zu dem Gipfel seines bisher ausschließlich zum Lebenszwecke gemachten Strebens emporhob, daß er nämlich durch sie die Glücksgüter erhalten konnte, welche er gewohnt war,

als die Quelle des Ansehens in der Welt und des irdischen Glückes zu betrachten. Selten pflegt sich der Kaufmann bei einem wichtigen Acte seines Lebens von den pecuniären Rücksichten, welche ihm eben durch seinen erwählten Beruf gleichsam zur andern Natur geworden sind, gänzlich loszumachen — und so sehr gegen alle Regeln der Romantik dergleichen Beweggründe bei unserem Helden den schönen Leserinnen dieser Zeilen erscheinen mögen, so können wir nicht umhin, die Menschen des 19. Jahrhunderts so zu schildern, wie sie uns begegneten, da wir es uns zur Aufgabe stellten — nicht Ideale, sondern Lebensbilder zu malen.

Verzehrt von unruhigen Wünschen ertrug Berthold's entschlossener, bestimmter Charakter dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung nicht länger; er wollte in jedem Falle sein Schicksal entschieden sehen und baute auf seine moralische Kraft, welche ihn aufrecht erhalten würde, wenn auch sein liebster Herzenswunsch scheitern, der ganze Zauber seines Lebens mit einem Schlage zerstört werden sollte. Er wollte von ihren Lippen die Entscheidung hören, wissen, ob er ihr mehr war, als ein Freund — oft wagte er zu hoffen, daß seine Gegenwart zu ihrem Glücke noth-

wendig sei; lachte nicht ihr blaues Auge ihm entgegen, wenn er in das Zimmer trat; war es Täuschung, oder überflog wirklich eine leichte Röthe ihre Stirn, als er lezthin beim englischen Gruße ihre Hand in einem Augenblicke unwiderstehlicher Bewegung liebend drückte? Oder war nicht vielleicht gerade ihre unverhohlene Freude an seiner Unterhaltung, ihr kindlich unbefangenes Benehmen gegen ihn der Ausdruck der schwesterlichen Zuneigung — während ein tieferes Gefühl bei Frauen gewöhnlich sich unter der Maske anscheinend kalter Begegnung verbirgt und nur in seltenen unbewachten Augenblicken den Schleier der weiblichen Zurückhaltung mit warmem, beglückendem Strahle durchbricht?

Gefoltet von diesen Zweifeln trat Berthold eines Abends früher, als gewöhnlich, in den Salon seines Associé's.

Das Zimmer war leer; Mr. Fawkes, der Mann nach der Uhr, pflegte Abends sein Studierzimmer niemals eine Minute früher zu verlassen, als wenn der Zeiger auf neun Uhr wies. Berthold trat an das Fenster; die Flügelthüren der hohen Veranda standen offen, eine laue, aromatische Luft strömte herein; üppige Schlingpflanzen rankten an den Marmorsäulen empor und verbanden sie durch herabfallende Gestos. Die Sichel des halben Mondes ward eben am wolkenlosen Firmamente sichtbar, und das phosphorische

Silberlicht des Nachtgestirns verdrängte die letzten Strahlen des Tages.

Ellen's schlanke, durch ihre Zartheit fast zu biegsame Gestalt lehnte sinnend an einer Säule; schon hatte die Dämmerung mit ihrer eigenthümlichen Weichheit alle Gegenstände eingehüllt, jene gefährliche Stunde, wo die ganze Natur Liebe zu athmen scheint — der Uebergang von der Thätigkeit des Tages zu der Ruhe des Abends zum Träumen einladet — wo längst vergessene Schatten der Vergangenheit vor der Seele wieder auftauchen, wo der einsam durch's Leben Ziehende eine unbestimmte schmerzliche Sehnsucht fühlt — und wo der Liebende der Geliebten gedenkt — in dieser Stunde war es, als Ellen ein leichtes Geräusch vernahm; erschrocken wandte sie sich um, und Willau stand vor ihr; eine glühende Röthe überflog ihre Stirn und ein Ausruf des Erstaunens entfloß ihren Lippen; sie vermogte ihre Verlegenheit bei dem unerwarteten Tête à tête nicht zu verbergen, denn die Röthe, die geschwägige Feindin der Herzensgeheimnisse, verrieth sie. Einige Minuten standen Beide einander gegenüber, ohne Worte zu finden. Berthold fühlte, daß die Entscheidung seines Schicksals nahe war; sein Herz pochte stürmisch, die Bewegung erstickte seine Stimme; noch einen Augenblick genoß er dies Glück seiner letzten Monate, ehe er den Zauber, vielleicht durch ein einziges Wort, vernichtet fühlen sollte . . .

dann brach er zuerst das Stillschweigen, ermutigt durch Ellen's sichtliche Bewegung. —

„Ich habe Sie erschreckt, Miß Fawkes! — Ich störte Sie vielleicht in einer angenehmen Meditation — verzeihen Sie, ich werde gehen . . .“

„O nicht doch, Mr. Willau, ich hatte so früh Niemanden erwartet,“ entgegnete sie kaum hörbar. — „Darum war ich überrascht, als Sie plötzlich neben mir standen.“ —

„Sie haben Recht, ich kam zu früh — aber, Miß Fawkes, wenn Sie wüßten, wie lang mir der Tag bis zu dieser Stunde wurde, so würden Sie verzeihen, wenn meine Schritte schneller hieher eilen, als der Schneckenzeiger die bestimmte Stunde erreicht. Wenn Sie wüßten, wie ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt habe! O Miß Fawkes, dann würden Sie mir die Banne gönnen, mit Ihnen zum ersten Male ohne Zeugen zu reden. Wozu soll ich noch länger Ihnen verbergen, was mich seit dem Tage, als ich Sie zuerst sah, so tief, so mächtig bewegt! — Die Verehrung, darf ich das kühne Wort aussprechen — die glühende Liebe zu Ihnen, o Ellen! vergönnen Sie mir, Sie wenigstens ein Mal bei diesem Namen zu nennen! — Seit jenem Tage habe ich nur einen Gedanken, mich Ihrer würdig zu zeigen, und ein Streben, Ihre Liebe zu gewinnen!

— Sagen Sie ein Wort — das Wort, welches über mein Leben entscheiden wird — mich in den Himmel der Sonne oder den Abgrund des Elends versetzt! Können Sie, Ellen, mir eine Hoffnung geben — sei es auch eine entfernte, daß ich eine Erwiderung meiner Gefühle erlangen werde? O, sagen Sie, daß ich Ihnen mein ganzes Leben weihen darf! . . . "

Der Strom der Leidenschaft, lange in Berthold's tief empfindendem Gemüthe zurückgedrängt, floß jetzt stürmisch, unaufhaltsam von seinen Lippen, als er Ellen's nicht mehr widerstrebende Hand in der seinigen hielt und sie mit glühenden Küssen bedeckte. Sie schwieg und zitterte vor Bewegung; mühsam flüsterte sie die Worte: „Wenn ich hoffen dürfte, daß mein Vater einwilligte!“

Die Gewißheit, seine Neigung erwidert zu sehen, erfüllte Berthold mit neuer Zuversicht.

Das Gefühl einer getheilten Liebe ist so beseligend und überwältigend, daß für den ersten Augenblick alle Schattenseiten des Lebens, alle Hindernisse vergessen sind; die Liebenden standen auf der Höhe der rosigsten Alpe dieses Lebens und alle Rücksichten lagen unbeachtet, vergessen, tief unter ihnen . . . Bald aber trat das Leben und die Realitäten wieder vor ihre Seele, sie mit rauher mahnender Hand zu

der Betrachtung der Zufälligkeiten ihres Schicksals zurückführend.

„Ihr Vater, sagten Sie, Ellen, — wird er einwilligen — wird er wie Sie nur das Herz und den besten, redlichsten Willen, Sie glücklich zu machen, von dem Manne Ihrer Wahl fordern? Hat er nicht andere, höhere Pläne? — Es ist leider nur zu wahr, ich habe wenig zu bieten, ein geringes Vermögen, wenn auch hinreichend, mir in der Folge mit Thätigkeit und Umsicht ein reichliches Auskommen zu gewinnen — aber wird es ihm genügen?“

„Er behandelt Sie stets mit so viel Freundschaft — er achtet Sie, Ihren Character, Ihre Geschäftskenntniß so sehr, daß ich hoffen darf, seine Einwilligung zu unserem Glücke zu erlangen,“ entgegnete sie.

„O meine Ellen, ich möchte Ihnen nur zu gerne glauben — aber wie, wenn er sie uns versagte?“ frug Berthold athemlos — „würden Sie mich dann aufgeben, dem Manne seiner Wahl die Hand reichen — und mich der Verzweiflung überlassen.“

„Dann,“ sagte Ellen mit milder, aber fester Stimme, „bleiben wir treu und harren!“

„Wie soll ich Ihnen danken, meine Ellen, mein Engel?“ rief Berthold, hingerissen von Wonne und Dankbarkeit, indem er vor ihr niedersank.

Es war der seligste Abend ihres Lebens für die

Liebenden — o, wer sie empfunden hat, die schönste, wenn auch kurze Zeit im Leben, wenn zuerst zwei Herzen inne geworden, daß Freuden und Leiden für Beide dieselben sind, daß fortan die Bürden des Lebens vereint getragen werden sollen — wenn zuerst der geistige Magnetismus die Seelen verbindet, zuerst der tiefe liebende Blick die Augen verklärt und beredter spricht, als Worte — und der geheimnißvolle Zauber der Liebe die alltäglichsten Umgebungen und Handlungen idealisirt — wer diese herrlichen Empfindungen gekannt — in dessen Seele werden die Gefühle Berthold's und Ellen's wiederklingen und ein Echo vergangener schöner Zeiten wecken — und ob die Trennung oder die Zeit mit ihrer Alles vernichtenden Vergänglichkeit diese Blüthe des Lebens auch entblättert hat, so erhebt die Erinnerung solcher Zeit manche finstere Stunde. —

Sonderbar; Mr. Fawkes war an diesem Abende gerade in der diametralisch entgegengesetzten Stimmung, welche man Laune nennt.

Der Thee war zu schwach — eine schlechte Sorte — die Toasts verbrannt, die Butter stark, die Zeitungen waren mager und langweilig, die Hitze unerträglich.

Ellen und Berthold wechselten Blicke; sie verstanden sich.

Willau schlug eine Schachpartie vor; natürlich

ließ er sich schwachmatt machen, denn Miß Fawkes stand ihm gegenüber und half die feindlichen Anschläge ihres Vaters dirigiren.

Ein Duett beschloß den Abend; wie verschmolzen die beiden jugendlichen Stimmen in reiner Harmonie, wie begeistert sangen sie crescendo und finale des Opernstückes.

M. Fawkes blieb nachdenklich und verstimmt; was mogte ihn nur beschäftigen? Hatte er Willau's Tête a tête mit seiner Tochter mißbilligt, als Beide erst nach seinem Eintreten in den Salon die Veranda verließen? . . .

Dreizehntes Kapitel.

Die glänzende Sonne der Tropen stand erst seit einer Stunde an dem wolkenlosen Himmel; noch hingen die frischen Thautropfen an den Bäumen und Gräsern, und die Fischer im weiten saltigen Hemde warfen ihre Netze am Ufer aus, um ihre Arbeit vor der sengenden Mittagssonne zu vollenden, als Berthold schon auf dem Wege zu Mr. Fawkes war, den er vor seinem Tagewerke im Comptoir allein zu treffen hoffte.

Als er die Schwelle des Hauses überschritt, ergriff ihn plötzlich der Gedanke an die Kühnheit seines Vorhabens und die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens mit so unabweisbarer Gewalt, daß er zögernd stehen blieb und sich nicht entschließen konnte, nach dem Bedienten zu klingeln, der ihn bei Mr. Fawkes melden sollte. Sein Herz klopfte hörbar. Beschämt über

seine unmännliche Unentschlossenheit, überwand er durch einen raschen Entschluß den peinlichen Augenblick. In wenig Minuten stand er vor dem Vater seiner Geliebten.

Der Kaufmann saß an seinem Schreibtische. Vor ihm lagen ungeheure gewichtige Contobücher; er überrechnete die Activa und Passiva seines Vermögens, überschlug die möglichen Gewinne und Verluste — seine Lieblingsbeschäftigung — als Willau's unerwarteter früher Besuch ihn aus seiner behaglichen Ruhe aufstörte. Daß etwas Außerordentliches seinen Associé zu so ungewohnter Stunde herführte, war klar. Mr. Fawkes blickte ihn besorgt an und empfing ihn mit den Worten:

„Was giebt es, Willau? Was führt Sie so früh her? Haben Sie mir eine schlimme Nachricht mitzutheilen? Ist unsere letzte Schiffsladung untergegangen? Ich habe es immer befürchtet; die letzten Orkane an der Küste waren zu verheerend und furchtbar. Hätten wir nur besser asscurirt!“

„Entschuldigen Sie, Mr. Fawkes,“ unterbrach ihn Berthold, „wenn ich so früh schon Ihre Ruhe störe. Das, was Sie befürchten, ist nicht der Grund meines Besuches — ein anderer, unendlich viel wichtigerer führt mich her. — Ich komme, um von Ihnen die Entscheidung über mein Lebensschicksal zu empfangen! Mr. Fawkes, ich scheue alle unnöthigen Um-

schweise. Ihr stets mir bewiesenes Wohlwollen hat mich erimuthigt, Ihnen mit dem Vertrauen eines Sohnes zu nahen und von Ihnen die Hand Ihrer engelgleichen Tochter zu erbitten! Unserem Glücke fehlt nur Ihre Einwilligung, Ihr väterlicher Segen. Miß Fawkes hat mir erlaubt, diesen Schritt bei Ihnen mit ihrer Zustimmung zu wagen, die Uebereinstimmung mit ihr hat mich dazu erimuthigt!“ —

Der Kaufmann saß da — ein Bild des stummen Erstaunens. Sein ovales Gesicht ward länger und länger; die Nasenflügel schienen sich weiter auszu dehnen, die weit offenen Augen hefteten sich auf Berthold mit unverwandtem Blicke, das Kinn verlor sich in der weißen steifen Cravate und zwei ungeheuerer Vaternörder bedeckten die Wangen bis zu den Ohren.

Lange dauerte es, ehe der alte Herr Worte fand, sein Befremden auszudrücken; auf alles Andere wäre er vorbereitet gewesen, aber Berthold's Antrag lag außer dem Bereiche der möglichen Ereignisse für ihn.

„Wie,“ begann er endlich, „habe ich recht gehört? Ich glaube, Herr Willau, Sie wollen scherzen. Sie werben um die Hand meiner Tochter! Aber ich bitte Sie, was berechtigt Sie denn zu solchen Ansprüchen? Ich sollte doch denken, daß unsere Geschäftsverbindung mich in den Stand gesetzt hat, ziemlich genau Ihre pecuniären Verhältnisse zu kennen. Als Sie mein Associé wurden, besaßen Sie Nichts —

einige hundert Pfund Sterling vielleicht. Seitdem haben Sie mit einigem Glücke speculirt, das ist wahr, und Sie werden anerkennen, daß Sie es mir zum großen Theile verdanken. Aber ohne ein bedeutendes Capital, womit man seine Unternehmungen unterstützt, ist es unmöglich, in so kurzer Zeit ein beträchtliches Vermögen zu erwerben, welches Ihnen Ansprüche auf die Hand meiner Tochter geben könnte. Lassen Sie sehen, Willau, was können Sie werth sein...? 2000 Livres gewannen Sie bei dem vortheilhaften Geschäfte, welches wir mit Don Antonio machten; 560 Livres bei der Schiffsladung Cacao, die wir nach Liverpool sandten, macht zusammen 2560 Livres — dann...

Länger konnte Willau diese unzarte Berechnung nicht ertragen.

„Sparen Sie sich fernere Mühe, Mr. Fawkes!“ rief er ungeduldig. „Ich besitze 10,700 Livres = Sterling — es ist wahr, eine Summe, viel zu gering, um durch sie Ansprüche auf Miß Fawkes Hand erheben zu dürfen, wenn Geld und Geldeswerth zum Besitze dieser seltenen Perle das einzige Mittel ist... Ich hatte aber gehofft, daß Sie, Mr. Fawkes, zu großartige Ansichten von dem Leben hätten, um von solchen Rücksichten allein sich leiten zu lassen — erwartet, daß Sie einen unbescholtenen Character, zuverlässige Geschäftsführung und die Wahrscheinlichkeit, mit der Zeit und Geduld ein bedeutendes Vermögen zu

erwerben, den zufälligen unsicheren Vorzügen des Ranges und Geldes bei dem Gatten Ihrer Tochter vorziehen würden, daß Sie sich erinnerten — ein Umstand, den Sie mir oft erzählten — wie Sie mit einem wenig größeren Capitale anfangen und den Grund zu Ihrem Reichthume legen, welcher wohl hinreichend ist, um das Glück Ihrer Tochter in der Verbindung mit einem Manne ihrer Wahl ohne Geldrücksichten zu sichern!“ —

„Vortrefflich gesagt, mein lieber Willau — ich habe Sie geduldig angehört; erlauben Sie mir nun, Ihnen meine Meinung eben so aufrichtig mitzutheilen . . .“ entgegnete Mr. Fawkes. — „Nicht darum habe ich seit vierzig Jahren unablässig in heißen Climates meine Gesundheit preisgegeben und gearbeitet, um mit meinem mühsam erworbenen Gelde meinem Compagnon die Annehmlichkeit zu gewähren, durch die Verbindung mit meiner einzigen Tochter ein gutes Geschäft zu machen. Nein, ich habe sie einem reichen und vornehmen Engländer bestimmt; sie soll in der Aristokratie meines Vaterlandes mit ihrer Liebenswürdigkeit glänzen, mit einer der ersten Familien Englands sich alliiren. Das ist von jeher das Ziel meines Strebens gewesen; dahin zielte ihre Erziehung in Edinburg . . . Glauben Sie nicht an die Dauer einer temporären Neigung, deren augenblickliche Festigkeit uns leicht über ihre Wichtigkeit täuscht; auch ich war

jung, und weiß, wie schnell dergleichen Gefühle ver-
 rauchen und daß nur eine thörichte Verblendung solche
 zur Basis des Lebensglückes zu machen sucht. Mein
 lieber Willau, ich habe auch nicht um meine erste
 Liebe mit Erfolg geworben; fast Niemand erlangt den
 Gegenstand seiner ersten Neigung, und ich erwarte als
 gerechte Anerkennung meiner Ihnen stets bewiesenen
 Freundschaft und vielfach gewährten pecuniären Vor-
 theile, daß Sie jetzt wie ein Mann von Ehre gegen
 mich handeln, sich meiner Entscheidung fügen und
 Allen nicht von ihrer heiligsten Pflicht, des Gehor-
 sam's gegen ihren Vater, abwendig machen; daß Sie
 den Gedanken an sie aufgeben. Auch dürfte es wün-
 schenswerth sein, wenn Sie unser Haus unter den
 bestehenden Verhältnissen eine Zeit lang mieden, in-
 dem ich mich in dem entgegengesetzten Falle genöthigt
 sehen würde, mich von Neuem in eine Trennung von
 meiner Tochter zu finden und sie nach England zu-
 rück zu senden, wo sie bald diese erste romantische
 Episode ihres Lebens vergessen wird. Haben Sie mich
 verstanden, Herr Willau?" fuhr der Kaufmann fort,
 als Berthold sprachlos vor Bewegung einen Augen-
 blick nach Fassung rang, ehe er seinen Gefühlen Worte
 gab. „Haben Sie mich verstanden, und darf ich auf
 diesen Beweis Ihrer ehrenhaften Gesinnungen und
 Dankbarkeit rechnen?"

„Ich habe Sie vollkommen verstanden," entgeg-

nete Willau mit vor innerer Wuth bebender Stimme — „vollkommen. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihr Haus meiden werde — dem Umstande allein, daß Sie Miß Ellen's Vater sind, verdanken Sie es, wenn ich Ihnen weiter nichts erwidere auf die Worte, welche mein Inneres empört haben — nur dieses darf ich Ihnen nicht verhehlen: meinen Gedanken können Sie nicht eine beliebige Richtung vorschreiben, und es liegt weder in meiner Macht, noch in meinem Willen, die Verehrung für Miß Fawkes, noch die Hoffnung auf ihre Hand aufzugeben, zu welchen sie mich berechtigte. Bedenken Sie es wohl, Mr. Fawkes, zerstören Sie nicht mit kaltem Blute das Glück zweier Menschen; opfern Sie nicht Ihre Tochter einem ehrgeizigen Plane. Wenn dieses aber Ihr letztes Wort sein soll, so wird mein Stolz mich lehren, mich nicht ferner durch unnütze Bitten vor Ihnen zu demüthigen.“

„Es ist mein letztes Wort, Herr Willau; indessen hoffe ich, daß diese Privatangelegenheit unsere commercielle Verbindung nicht stören wird, indem dieselbe auf unsern respectiven Vortheil basirt ist und mit jener nichts zu thun hat.“

Ohne ein Wort zu erwidern, nahm Willau seinen Hut und entfernte sich mit einer leichten Verbeugung. Die unruhigen Schritte, womit er die Hausflur durch-eilte, welche er nicht wieder betreten sollte, verriethen den Sturm, der in seinem Innern tobte; als er an

Ellen's Thür vorüberging, hielt er einen Augenblick inne; sie sang den Refrain seines Lieblingsliedes, denn sie ahnete nicht, was vorgefallen, und ihr Herz war voll froher Hoffnung. Unwiderstehlich drängte es ihn, zu ihr zu eilen, der Geliebten Alles zu sagen — aber sein so eben gegebenes Versprechen, das Haus zu meiden, trieb ihn von den Räumen fort, wo er so manche selige Stunde verlebt hatte. — Noch einen Blick nach Ellen's gegen die Strahlen der Sonne dicht verschlossenen Jalousieen sandte er hinauf, dann eilte er durch die Straßen der Stadt nach seiner Wohnung.

Kein lebendes Wesen wagte, sich zu dieser Stunde der glühenden Hitze auszusetzen; nur einige Fruchtverkäufer vom Lande trieben ihre mit Ananas und Bananenfrüchten beladenen keuchenden Maulthiere vor sich her zur Stadt, hie und da stand auch ein Neger, dessen schwarze Haut und nackte Gestalt, nur mit einem grellen buntfarbigen Stücke Callico, um die Hüften gewunden, bekleidet, fühllos gegen die Gluth schien. Ebenso fühllos, wie jene Kinder der Sandwüsten Afrika's, war jetzt Willau, der Sohn des Nordens, gegen die senkrechten Strahlen der tropischen Mittagssonne, denn in seinem Innern tobte eine Gluth der leidenschaftlich bewegten Gefühle, welche bei seinem anscheinend kalten ruhigen Aeußeren dem Hecla glich, dessen schneebedeckter Gipfel den Vulkan verhüllt.

Berthold betrat seine Villa und maß mit un-

ruhigen Schritten das kühle, von Myllah's Sorgfalt mit Blumendüften erfüllte Zimmer.

Er gehörte zu den Naturen, welche durch das gewöhnliche Leben kalt und ruhig hingehen und nur selten, höchst selten aus ihrer Ruhe aufgerüttelt werden; mit den meisten hoch begabten Gemüthern aber theilte er die glühende Leidenschaftlichkeit, die nur bei großen Gelegenheiten, welche man Lebenskrisen nennen könnte — dann aber auch mit furchtbarer Gewalt in ihm tobte. In seiner Seele lagen Himmel und Hölle verborgen. Ellen's Liebe hatte den Himmel aus dem Nebel des alltäglichen Lebens in ihm enthüllt; für sie wäre er zu der edelsten Aufopferung, den größten Thaten fähig gewesen; Mr. Fawkes' beleidigende Verletzung seiner besten Gefühle, die geringschätzende berechnende Art, womit der reiche Kaufmann seinen Antrag zurückgewiesen, entfesselten die Hölle in seiner Brust, und in chaotischer Verwirrung tobten die Leidenschaften mit bisher nie gekannter Gewalt.

„Ha, immer von Neuem begegnet mir das bitterste aller Geschehe,“ dachte Berthold, indem er die Hand gegen die Stirn preßte, deren hochangelaufene Adern von der Heftigkeit seiner Empfindungen zeugte — „die Geringschätzung; stets muß meine Mittellosigkeit mir jede Thür zum Glücke verschließen! — Endlich hoffte ich durch rastloses Streben mein feindliches Schicksal, welches mich von der Wiege an den Entbehrungen

preisgab, bezwungen zu haben und am Vorabende des schönsten Glückes zu stehen — aber Alles ist vergebens, und bitterer als je tritt mir heute wieder der Fluch der Armuth entgegen und knickt meine besten Hoffnungen in der Knospe. Warum mußte ich verschmäht von Dannen gehen — ja, nicht allein verschmäht, nein, noch verspottet dazu — als ich um das Weib meiner Liebe warb; und Courteney, der leichtsinnige, gedankenlose Courteney, der nie ernstlich gearbeitet, sich selbst nichts weiter verdankt, als seine heitere Laune, ward mit offenen Armen von Don Taddeo als Schwiegersohn begrüßt — warum? — weil er der Sohn eines reichen Mannes ist — und ich der Sohn eines verarmten deutschen Gelehrten! —

Nach und nach legte sich der Sturm in Willau's Brust und gab einer tiefen, hoffnungslosen Niedergeschlagenheit Raum. Mit den bittersten Gefühlen setzte er sich an seinen Schreibtisch nieder, um Ellen in wenigen Zeilen das tragische Ergebniß seiner Werbung mitzutheilen und sie an ihr Versprechen der Treue — auch bei diesem Ausgange zu erinnern.

Rasch glitt seine Feder über das Papier — da schlang ein weicher Arm sich liebend um ihn. Myl-lah war herbeigekommen; sie hatte die unruhigen Schritte ihres Herrn vernommen, und mit dem niemals irrenden Instincte der Liebe errieth sie, daß Willau schmerzlich bewegt war.

„Was ist Dir, mi Amo?“ frug sie, „Du gehst so schnell auf und nieder; Du mußt Myllah sagen, was Dir fehlt!“

Die arme Myllah! Sie hatte ihren Augenblick nicht gut gewählt; wenn unsere Empfindungen durch eine unsanfte Begegnung im Innersten verletzt sind und ihr Aufruhr mehr bitterer als schwermüthiger Natur ist, so muß nicht selten unsere Umgebung darunter leiden — der leichteste Anstoß macht dann die bis zum Rande gefüllte Schale unseres Vermuths überfließen.

Unsanft stieß Willau die Liebkosung der Sclavin von sich. „Störe mich nicht, ich schreibe!“ rief er ungeduldig: „geh in die Küche, was suchst Du hier zu dieser Stunde!“

Schon seit längerer Zeit hatte das liebende Geschöpf gefühlt, daß der Herr nicht mehr derselbe für sie war, als in früheren schönen Zeiten; ihr Herz, obgleich nicht so sensitiv als die durch höhere Intelligenz entwickelten Gemüther unserer europäischen Frauen, litt dennoch im Stillen unsäglich unter der Vernachlässigung; sie wagte es noch nicht, zu glauben, daß sie seine Liebe gänzlich verloren, aber sie war verletzt, und jetzt war das Maas voll und die lang verhaltene Bitterkeit der Sclavin machte sich in leidenschaftlichen Klagen und Vorwürfen Luft.

„Fort soll ich, mi Amo? — warum soll Myllah

jetzt immer fort, und sonst immer bei Dir bleiben? warum darf Myllah jetzt Abends nicht mehr mit Dir unter den Bananenbüschen sitzen, wie sonst — wenn die Lianen dufteten und der Seewind die Luft kühlte? — O! da war es so schön, da zogst Du Myllah an Dein Herz und frugst, liebst Du Deinen Herrn? Ob ich ihn liebte! — aber jetzt ist es anders; und Myllah, weiß wohl, warum Du Abends spät heimkommst und sie von Dir weifest — warum Du immer nach dem großen weißen Hause in der Stadt gehst; sie hat Dich gestern wohl gesehen, wie Du an dem hohen Fenster standest mit dem blassen Gesichte und ihre Hand küßtest — Myllah war im Garten, stand in dem Gebüsch von Canabravaß. Aber Du sahst sie nicht, Deine Augen sahen nur die weiße Gestalt. Aber ich will es ihr sagen — ich gehe zu ihr — sie soll es wissen, daß Du Myllah liebst und sie nicht ohne Dich leben kann . . .“

Bei diesen Worten sprang Berthold auf — er war außer sich. Wenn Ellen sein Verhältniß zu der Schwarzen erfuhr, so mußte er besorgen, ihre Liebe und Achtung zu verlieren, an dieser hing sein ganzes Lebensglück, wie an einem zarten seidenen Faden, den Myllah's leidenschaftliche Eifersucht zu zerreißen drohte . . .

„Undankbares Geschöpf!“ rief er mit steigender Heftigkeit, „wie, so willst Du es mir lohnen, daß

ich Dich aus dem Elende der Sklaverei befreite, in eine freie, angenehme Lage versetzte, Deinen Geist ausbildete, ja sogar Dich bis zu mir erhob; zum Danke für alle meine Wohlthaten willst Du mich verrathen, mein Lebensglück zerstören! — Ha, Myllah, höre mich an und merke genau, was ich Dir jetzt sagen will: wenn Du Dich Miß Fawkes näherst und ein Wort von mir gegen sie über Deine Lippen kommt, so verkaufe ich Dich ohne Gnade an einen entfernten Plantagenbesitzer, und Du magst dann unter der ermattenden Arbeit in den Zuckerrohrfeldern bei der glühenden Sonnenhitze erliegen und in der harten Behandlung des Aufsehers den Undank abbüßen, den meine Milde bei Dir erzeugte!“ . . .

Myllah lag zu seinen Füßen — schluchzend flehte sie um Gnade, Vergebung — aber der Tumult in Berthold's Brust, durch zu viele auf ihn einstürmende Widerwärtigkeiten aufgestachelt, machte ihn hart und fühllos gegen ihre Thränen. Mit der Geberde des Widerwillens stieß er die Sklavin von sich und verließ das Zimmer.

.

Berthold Willau an Ellen Fawkes.

Sie werden bereits wissen, meine innigstgeliebte Ellen, wie Ihr Vater meine Werbung aufgenommen, daß sein Ehrgeiz ihn für die Anforderungen Ihres

Herzens an den Gatten Ihrer Wahl unerbittlich macht. Von dieser Seite bleibt uns nichts zu hoffen; Ihr Vater hat mir sogar den Eintritt in Ihr Haus verboten, die Sonne ist mir nun versagt, welche mein schönstes Glück ausmachte: Sie zu sehen, in Ihrem schönen Auge die Reinheit der Seele zu lesen, Ihnen von der Tiefe und Gluth meiner Liebe zu reden! Mögten die Abendlüfte Ihnen meinen Gruß zuflüstern, wenn Sie einsam sind und ich mit den sehnächtigen Blicken aus der Ferne an dem Hause hänge, welches Sie umschließt. O, meine Ellen! ich darf mich nicht vor Ihrem Vater erniedrigen, mit neuen — gleich fruchtlosen Bitten — das hieße Ihrer unwürdig sein; ich darf Ihnen auch nicht heimlich nahen, Sie zu einer Verletzung Ihrer Pflicht des Gehorsams gegen Ihren Vater verleiten; aber zwei Zeilen, die ersten und vielleicht für lange die letzten, darf ich von Ihnen erbitten, zwei Worte, an denen die Hoffnung meines trüben Daseins hängt; die Wiederholung Ihres Versprechens der Liebe und Treue — die Ihnen ewig weihet.

Ihr Berthold.

Ellen an Berthold Willau.

Ich weiß Alles! Worte sind unzureichend, um Ihnen zu sagen, wie schmerzlich ich die Kränkung

empfinde, welche Sie um meinetwillen erdulden mußten. Ihre edle Gesinnung hat bereits die Trennung, welche die Pflicht gegen meinen Vater uns auferlegt, als unerläßlich erkannt; jeder Versuch, uns zu begegnen, würde meine Abreise nach England zur Folge haben. So lassen Sie uns denn das Unabänderliche muthig ertragen und in der Ueberzeugung den einzigen uns vergönnten süßen Trost finden, daß unsere Treue allen Hindernissen zum Troste ausdauern wird, bis die Zeit uns dem Ziele unserer Liebe zuführt. Indem ich diese Zeilen schreibe, fühle ich, daß ich den Wünschen meines Vaters entgegenhandele, und doch absolvirt mich mein Herz, indem es mir zuruft, daß ich Ihnen die Versicherung schuldig bin, der Liebe und Treue, die bis zum letzten Athemzuge Ihnen bewahrt

Ihre Ellen Tawkes.

Diese einfachen lieben Worte seiner Braut besänftigten Berthold's schmerzliche Bewegung — er erkannte das Zartgefühl derselben, welches unter den bestehenden Verhältnissen keinen Erguß ihrer Empfindungen erlaubte; keine Exaltation verriethen ihre kurzen Zeilen, sie trugen das Gepräge ihres milden, aber festen Characters, auf welchem seine Hoffnungen für die Zukunft beruhten, und sein Vertrauen kehrte wieder. — Er haderte nicht mehr mit dem Schicksale und

ergab sich in den für den männlichen Character so peinlichen Zustand des geduldigen Wartens, des passiven Ertragens.

Der Tag neigte sich zu Ende; die Seebrise spielte kühlend um Berthold's Schläfen, als er in der frischen Abendluft sich seinen Gedanken überließ; bei wiederkehrender Ruhe bereute er seine Härte gegen Myllah, welche er in dem Tumulte seiner Empfindungen ganz vergessen hatte. Sein Zorn war vorüber; er suchte die Sclavin auf, um sie zu besänftigen: Myllah lag auf ihrer Matte, aufgelöst in Schmerz; ihr Inneres war empört durch die Behandlung, welche sie erlitten.

Es gelang Berthold leicht, sie zu beruhigen; wenigstens schien es so. Als er ihr aber versprach, sie freizulassen, ihr ein Stück Land und eine Hütte zu kaufen und den Neger Juan zum Gatten zu geben — — im Falle er die Tochter des Engländers heirathe, — da fiel Myllah ihm von Neuem zu Füßen — sie versprach Alles zu thun, was ihr Herr wolle — betheuerte, daß nie eine Sylbe über ihn gegen Miß Fawkes ihren Lippen entschlüpfen solle, und erflehte nur, daß er ihr vergönnen mögte, unter einem Dache mit ihm zu bleiben und seine häuslichen Angelegenheiten wie bisher zu besorgen.

Berthold versprach es ihr; die Sclavin blieb nach

wie vor das sorgende, liebende Wesen; aber sie hielt sich fortan stets in ehrerbietiger Ferne von ihrem Herrn. — Nur wenn sie sich unbemerkt glaubte, verfolgte sie ihn mit glühenden Blicken, welche die unerwiderte Leidenschaft verriethen, deren Hestigkeit sie verzehrte.

Vierzehntes Kapitel.

Ohne es sich selbst gestehen zu wollen, entbehrte Mr. Fawkes schmerzlich den zur Gewohnheit gewordenen Umgang seines Associé's. Aeltere Leute sind die Sklaven ihrer Gewohnheiten, wie die jüngeren Unterthanen ihrer Leidenschaften, und gleich schwer wird es Beiden, gegen diese tyrannischen Mächte anzukämpfen und sich von ihrem gewaltigen Einflusse loszumachen.

Mr. Fawkes vermisse die angenehme Unterhaltung, den intimen Verkehr, den Austausch der Meinungen über commerzielle oder politische Verhältnisse, die stets gleiche Laune und Gefälligkeit Willau's — die Schachpartie nicht zu vergessen.

Ellen sang nicht mehr; nur pflichtmäßig gab sie ihrem Vater auf seine Bitte bisweilen ein trauriges Lied zu hören, welches ihre Stimmung ausdrückte.

Ihre Heiterkeit war dahin, still und ergeben ertrug sie das einförmige, jetzt so farblose Leben, noch vor Kurzem durch Berthold's Gegenwart so reich an Glanz und Wonne, durch das Prisma der ersten Liebe verflärt. — Ihre Seele war der Vergangenheit zugewendet, maschinenmäßig bewegte sie sich in den gewohnten Beschäftigungen, und Mr. Fawkes bemerkte mit Besorgniß und Unwillen, daß ihre Neigung zu Willau tiefer war, als er geglaubt. — Er versuchte, sie durch glänzende Feste zu zerstreuen: es war vergeblich. Miß Fawkes tanzte nicht mehr und nahm keinen lebhaften Antheil an der Unterhaltung, wie wohl früher, wo ihre Heiterkeit und Liebenswürdigkeit die Gesellschaft belebte.

So vergingen Monate, die sich für Willau zu Jahren dehnten. Ein- bis zweimal begegnete er Miß Fawkes am dritten Orte, aber die beobachtenden Blicke so vieler Zeugen, welche die Ursache von Ellen's Melancholie zu erspähen suchten, beschränkten die Freude des Wiedersehens auf einen verstohlenen Blick, ein Wort beim Herausgehen, dessen bewegter Ton in Berthold's Seele lange nachklang.

Eines Abends ging Berthold an Mr. Fawkes' Hause vorbei, an welchem ihn sein Weg mit geheimnißvollem Magnetismus oft vorüber führte, wenn er auch die Schwelle nicht betrat. Zahlreiche Equipagen sperren die Straße. Die hellerleuchteten Reihen der

hochgewölbten Fenster, vorübergleitende Gestalten an denselben und rauschende Musik verkündeten dem Vorübergehenden, daß ein glänzendes Fest dort gefeiert wurde. Es war Ellen's Geburtstag.

Fremde und Gleichgültige strömten dem Hause zu, und Berthold, welcher der Tochter desselben Alles war, der einst ein geschätzter Freund, ein stets willkommener Gast jener Räume gewesen, war jetzt der einzige Ausgeschlossene. Von Bitterkeit durchdrungen kehrte Berthold heim, um über sein widriges Schicksal zu grübeln.

Sonderbar, gerade an diesem Abende, an welchem er sich ferner als je von dem Ziele seiner Wünsche wähnte, kam er demselben um Vieles näher.

Mrs. Fawkes erkältete sich auf das Heftigste bei jenem Feste, denn man hatte alle Fenster und Thüren der Säale geöffnet, um den Tanzenden einen kühlen Lustzug zuströmen zu lassen; auch hatte der Hausherr den Mustern und Straßburger Pasteten des Soupers zu reichlich zugesprochen; eine Indigestion kam hinzu, und ein Fieber bildete sich in Folge desselben aus. Bald nahm die Krankheit einen ernstesten Charakter an; das Alter des Leidenden und das heiße Klima erweckten ernste Besorgnisse.

In den langen schlaflosen Nächten der Krankheit, gefesselt an sein einsames Lager, zu dessen Seite Ellen sorgenvoll wachte, erschien sein vergangenes

Leben dem Kaufmanne in einem andern Lichte, als bisher.

Er fühlte sein Ende herannahen — seine hochfahrenden Pläne wie Seifenblasen vor dem ernstesten Hauche des Todes zerrinnen. Die Nichtigkeit des befriedigten Ehrgeizes und äußeren Glanzes ward ihm klar; die liebevolle Pflege seines einzigen Kindes, welches er nun einsam zurücklassen mußte, stimmte ihn weich.

Kurz vor seinem Ende ließ er Willau zu sich rufen und verlobte ihn feierlich mit seiner weinenden Tochter — deren Glück der sterbende Vater ihm mit Wärme anempfahl.

Dann machte er sein Testament, worin er Ellen zur Universalerbin einsetzte und an ihre Heirath mit Willau die Bedingung knüpfte, daß dieser den Namen Sawkes annehmen solle. Beide pflegten den Leidenden mit vereinter Sorgfalt; vergeblich versuchten die geschicktesten Aerzte Havannah's, ihn zu retten; zwei Tage später verschied er.

Berthold's Nähe hielt Ellen aufrecht bei dem schweren Verluste, welcher sie zur Waise in einem fremden Lande, fern von allen ihren Anverwandten, machte. — Er war nun ihre einzige Stütze; fester und inniger schloß sich das liebende Wesen an seine männliche Kraft an.

Wenige Monate später, als der erste Schmerz

der Tochter besänftigt war, führte der glückliche Berthold, nunmehr Gawkes, seine liebliche junge Gemahlin in seine kleine Villa ein, um mit ihr die Honigmonate dort zu verleben und sie aus dem Hause ihres Vaters zu entfernen, dessen trübe Erinnerungen sie schmerzlich berührten.

Ein herrlicher kühler Abend war der Hitze des Tages gefolgt und lockte die Bewohner Havannah's in's Freie.

Myllah's dunkle Gestalt lehnte an einem der saftiggrünen Bäume, welche das schattige Laubdach der Terrasse am Meere bildeten. An dieser Stelle hatte sonst Willau mit ihr gesessen, sein Arm sie umschlungen, sein Haupt auf ihrer Schulter geruht; berauscht hatten sie zusammen in's Meer gesehen, sich in weicher Ruhe dem Genuße der zauberischen Tropennacht überlassen.

Jetzt war der Abend eben so schön, eben so verführerisch berauschten die würzigen Blumendüfte die Sinne, eben so kühl flüsterte der Hauch der Seebrise in den leichten Gewinden der Schlinggewächse — im phosphorischen Glanze des Seeleuchtens brach sich die sanft plätschernde Feuerwelle des Meeres am Gesteine. Zahllose Leuchtkäfer flatterten im dunkeln Gebüsch,

die buntschillernden Colibri's schwirrten in den breiten, dichten Blättern der Bananen, wie sonst segelte der Vollmond am wolkenlosen, dunkelblauen Himmel, verklärte mit mildem, silbernem Glanze einer Tropennacht die grandiosen Conturen der Berge und das Panorama der unsern amphitheatralisch am Meere emporsteigenden Stadt

Alles war zauberisch schön in der todten, mitleidlosen Natur, die das leidende menschliche Wesen umgab, welches hier den furchtbarsten Kampf der Seele, die Höllequal der Eifersucht und verschmähten Liebe, erduldete.

Seit zwei Tagen bewohnte ihr Herr mit seiner jungen Frau die Villa — seit zwei Tagen mußte sie die Wonne des neuvermählten Paares als anscheinend gleichgültige Zuschauerin betrachten. — Eben jetzt hatte sie lauschend unter dem, am unteren Stockwerke so hell erleuchteten Fenster gestanden, wo Berthold mit Ellen am Theetische saß, hatte die ausgesuchtesten Qualen bei dem Anblicke ihres Glückes gelitten; und nun stand sie an der Stelle, wo sie einst diese seligen Stunden selbst gekostet, den Kelch, der nun ihren dürstenden Lippen für immer entschwunden war lange hatte sie im Staube dort gelegen, mit der Wildheit ihres Stammes sich die Hände wund gerungen und die Stirn zerschlagen — bis ihre Verzweiflung, zum Wahnsinne gesteigert, ihr das Leben unerträglich

machte; jetzt sprang sie auf, um von dem felsigten Ufer hinab sich in das Meer zu stürzen, dessen kühle Wellen die Gluthen ihrer gemarterten Seele für immer löschen sollten. Da vernahm sie ein Geräusch, wie nahende Schritte; sie erkannte Berthold, auf dessen Arm die zarte weiße Gestalt seiner jungen Frau sich lehnte.

Entsetzt wich Myllah zurück und verbarg sich hinter einem dichten Gesträuche von Cacteen. Der Augenblick der Verzweiflung war vorüber, ihr Vorhaben gestört — und die ruhigere Ueberlegung kehrte wieder; unverwandt heftete sich ihr Blick auf das junge Paar — wie der Vogel, von dem Auge der unheildrohenden Schlange fascinirt, den Blick nicht wenden kann, so sehr es ihn auch martert . . .

Ahnungslos führte Berthold seine Gattin zu seinem Lieblingsplatze.

„Wie oft, mein Engel, habe ich Deiner hier gedacht,“ sagte er leise, „zuerst als eines fernen, leuchtenden Sternes, der meinem Leben aufgegangen — dann in kühner Hoffnung, dann in Sehnsucht und Schmerz — jetzt im wonnigen Besitze —“

„O, Berthold, es ist zu schön hier,“ flüsterte Ellen, „unser Glück ist zu groß — mich ergreift eine seltsame Bangigkeit — kann dieses Uebermaaß von Seeligkeit dauern? Was kann der Himmel mehr zu bieten haben, als Deine Liebe in dieser zauberischen

Umgebung — o, könnte mein armer Vater uns sehen! . . .“

Schweigend und übermannt von dem herrlichen Augenblicke blieben sie auf der Terrasse stehen und schauten in das phosphorescirende Meer hinaus, auf dem ein einsames Segel wie ein Schwan im Silberlichte sich in den Wellen zitternd spiegelte.

.
„Warum hat das Alphabet des Schmerzes so viele Worte und das Buch des Glückes so wenige Blätter; einen Händedruck, ein Lächeln, einen gebrochenen Seufzer gab die Liebe den glücklichen Sterblichen und sprach: redet damit . . .“

Jean Paul.

.
In dem Leben einiger Menschen, und zwar meistens in dem der reichbegabten, leidenschaftlichen Naturen, giebt es einige kurze Augenblicke, wo, auf dem Gipfel ihrer irdischen Wünsche angelangt, Nichts ihr Glück trübt, als der Gedanke an Tod und Vergänglichkeit, wo der dunkle Wolkenschleier zerreißt und unsern blöden irdischen Augen die höchste Seligkeit zeigt, und wenn solche Naturen auch der Intensität ihres Genusses (dieses kurzen Wetterleuchtens des Paradieses) mit um so tiefer empfundenen Schmerzen

und Tagen im irdischen Reinigungsfeuer der Leiden bezahlen müssen, so erhellet die Erinnerung an diese Frühlingssonne ihres Daseins auch ihre trübsten Novembertage.

Berthold empfand mit dem sanguinischen Lebensmuth des Jünglings den seltenen Augenblick unge- trübt. Ellen's weiblich zaghafte Natur schwindelte auf der Höhe; der Tod ihres Vaters warf eine Wolke der Schwermuth auf ihr Glück und erfüllte sie mit einer unerklärlich bangen Ahnung für die Zukunft . . .

Bald verließen sie die Terrasse. Berthold besorgte, die Nachtlust mögte Ellen schaden; er hüllte sie dichter in ihren Shawl ein, und sie verschwanden im Laubengange von Hymenäen.

Myllah trat aus ihrem Verstecke hervor; eine Umwälzung war in ihren Gefühlen vorgegangen durch den verhaßten Anblick ihrer Nebenbuhlerin; der Gedanke, sich das Leben zu nehmen, war von ihr gewichen.

„Ha, wie er sie in seinen Armen hielt —“ rief sie schmerzlich, „seine blasser weiße Frau! Wie er sie vor der Nachtlust schützte! Und an Myllah denkt er nicht mehr, an Myllah, die verstoßene, mit Füßen getretene Schwarze, die sonst dem Herrn gut genug war, sie zu lieben; und wenn sie meine Leiche an's Ufer treiben-sehen, wird er es erst bemerken, daß Myllah fehlte — nein, ich will nicht sterben, ich will

Rache haben, er soll es fühlen, der Herr, daß Myllah nicht ein lebloses Ding ist, was man kauft, benutzt und nach Gefallen wegwirft; ha, nie vergesse ich die Drohung, womit er mich von sich stieß; verkaufen will er mich, wenn ich der Weißen mein Geheimniß verrathe . . . Ha, mi Amo, zittere nur für Deine blasse Frau, hülle sie ein und schicke die Schwarze nach dem Sklavenmarkte! . . .“

Es war tiefe Nacht, als eine dunkle Gestalt, vorsichtig schleichend, zwischen den Gesträuchen sich der Villa näherte, ein kleines, niedriges Fenster erreichte und leise anpochte.

„Myllah!“ rief eine gedämpfte Stimme, „ich bin hier, mache auf.“

Die Sklavin erschien am Fenster; vor ihr stand ein Neger mit krauswolligem Haare, aufgeworfenen Lippen und kurzer Nase; seine kräftige, athletische Gestalt und blizenden Augen bezeichneten ihn als einen ächten Sohn der afrikanischen Steppen.

„Bist Du es, Juan,“ flüsterte sie bebend, „bringst Du, was Du mir versprochen?“

„Wenn Du mich einläßt, so sollst Du haben, was Du verlangst.“

„O, das ist gut, gieb schnell!“ Und Juan reichte ihr ein sorgfältig in Baumrinde gewickeltes Päckchen.

Als sie das gewünschte Gut in ihrer Hand sah, wollte sie eiligst das Fenster schließen.

„Halt, Myllah!“ rief der Neger unwillig, „das ist gegen die Abrede! Glaubst Du, daß ich umsonst meinen Kopf gewagt habe, um Dir das Gift zu schaffen? . . . Jetzt verlange ich meinen Lohn . . .“

„Still, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“ flüsterte die Sclavin. — „Wer bürgt mir dafür, daß Du mich nicht betrogen hast, Juan — daß dieses nicht eine unschädliche Wurzel ist, statt . . .“

„Das sollst Du sehen, Myllah!“ entgegnete der Neger, schadenfroh grinsend, „glaubst Du, ich hätte vergessen, wie man Pfeile vergiftet und einen Feind zum Tode bringt? . . . Nein, nein, wenn Du dieß Gift dem Weißen mischest, so wird er keinen Schwarzen lange mehr peinigen!“

„Gut, Juan — bis dahin gehab' Dich wohl! Wenn die Wirkung erfolgt ist, werde ich Dein . . .“

Mit diesen Worten schloß sie den Laden.

Unmuthig vor sich hin murmelnd, schlich der Neger durch die Gebüsch und verschwand im Dunkel der Nacht.

.

Ellen war noch auf, sie stand am Fenster; die schwarze Gestalt, welche behutsam durch den Garten schlich, erschreckte die junge Frau. „Berthold!“ rief

sie, „komm' schnell; sieh', ein Schwarzer ist im Garten; jetzt verschwindet er hinter der Cactushecke.“

„Das bedeutet Nichts, Ellen,“ erwiderte Berthold, sichtlich erfreut, indem er seine zitternde Frau umschlang; „es wird ein Amoroso unserer schwarzen Köchin sein“

Fünfzehntes Kapitel.

Myllah hatte eine schlaflose Nacht zugebracht. Früh verließ sie ihr hartes Lager; die Wangen glühten fieberhaft unter der schwarzen Haut, welche keine Emotion verräth; ihre Augen rollten wild und traten aus den Höhlen, ihre Hand bebte, denn sie stand im Begriffe, ein Verbrechen zu begehen, und es war das erste: der erste Schritt zum Abgrunde.

So dunkel ihre Vorstellung von einem Gotte und der Religion, so verwirrt und undeutlich ihre Begriffe von Recht und Unrecht auch waren, so hatte sie doch lange genug mit Weißen gelebt, um zu fühlen, daß sie etwas Strafwürdiges beabsichtige.

Auch sprach die Stimme des Gewissens, welche in der Brust des Wilden, wie des civilisirten Europäers, mächtig ist, und ließ sich nur mühsam über-

täuben durch die Sophismen der Leidenschaft, des erlittenen Unrechts. In Myllah's Augen war ihre That erlaubte Rache, Selbsthilfe gegen eine Feindin, welche ihr die Liebe ihres Herrn geraubt — ihn behext hatte, und mitleidslos versetzte sie den Thee der Mrs. Fawkes mit der tödtlichen vegetabilischen Substanz — jenem langsam, unmerklich zerstörenden Gifte, welches die Wilden Afrika's zu bereiten verstehen.

Schon hatte der Diener das Frühstück der Mrs. Fawkes hereingetragen; jetzt besorgte Myllah die Chocolate für ihren Herrn, der dieses Getränk vorzog; schon hatte sie den Rest des Giftes hervorgenommen, da zitterte ihre Hand, ihre Kniee bebten und ein furchtbarer Kampf der Liebe mit der Rache durchwühlte ihr Inneres.

Um den schwankenden Entschluß zu befestigen, malte sie sich in grellen Farben Berthold's Untreue vor, seine Vernachlässigung, seine harte Behandlung, die Verachtung, mit welcher er die Knieende, um Vergebung umsonst Flehende von sich gestoßen, die Drohung des Herrn, im höchsten Zorne ausgesprochen, welche in dem Busen der verwöhnten Sclavin wie ein giftiger Pfeil zurückgeblieben war . . . Und schon ermannte sie sich, griff nach dem Gifte, um es in die dampfende Tasse zu werfen. Da bebt sie von Neuem zurück, die Erinnerung vergangener schöner Tage trat vor ihre Seele — laut und mächtig sprach

die noch nicht erstorbene glühende Liebe in dem Busen; die Dankbarkeit erwachte, sie durchlebte den Augenblick von Neuem, als sie zuerst in dem fötiden Raume des Slavenschiffes die hohe, schöne Gestalt ihres Retters aus der Schmach erblickte, als sein mitleidsvoller Blick sie traf, er sie befreite, in sein Haus aufnahm; seine milde Behandlung, dann — o dann die Zeit, wo sie der Gegenstand seiner Leidenschaft war . . . plötzlich fuhr der Gedanke wie ein Hoffnungsstrahl durch ihre Seele — „wie, wenn nun das Weib nicht mehr ist, das mir seine Liebe stahl — wird er mich dann nicht von Neuem lieben, mein Glück wiederkehren? . . .“

Und fort warf sie das Gift in das Kohlenfeuer, welches hochauf zischte und die Küche mit einem widerlichen Qualme erfüllte, als die fremdartige Substanz in der Gluth verdampfte . . . und Berthold's Leben war gerettet.

Die Sonigwochen waren noch nicht verflossen, und schon trübte eine dunkle Wolke das Glück des jungen Paares. Ellen's Gesundheit erregte Berthold's ernstliche Besorgnisse, ihre sonst blühende, wenn auch an zarter Röthe dem Innern der Manilla = Muschel ähnliche, Gesichtsfarbe wich einer krankhaften gelblichen Blässe; die klaren blauen Augen trübten sich

und wurden matt; ihr Gang ward schwankend, unsicher, eine tödtliche Abspannung fesselte sie an ihre chaise longue. Zudem litt sie an einem inneren Unbehagen, ihr Appetit schwand, die Verdauung war gestört, bald gesellten sich quälende Schmerzen hinzu. Berthold war außer sich vor Sorge; der Arzt erklärte das Leiden für eine Erschlaffung, durch climatische Einwirkungen hervorgerufen, drang auf eine Reise in ein kühleres Land. Aber Mrs. Fawkes war zu matt, an eine Seereise war nicht zu denken.

Ein anderer Arzt, welchen Berthold zu Rathe gezogen hatte, behandelte die Krankheit als ein Leberleiden, ein gewöhnliches Uebel in jenem heißen Klima, worauf ihre gelbe Farbe, der nagende Schmerz im Innern allerdings hinzudeuten schienen.

Alle Mittel blieben erfolglos. Ellen ward nicht bettlägrig, welcher Umstand der Krankheit in Berthold's Augen einen leichten, gefahrlosen Character gab. Alles erwartete man von der kühlern Jahreszeit, die nahe bevorstand. Vergebliche Hoffnung, Ellen's Leiden verschlimmerte sich mit jedem Tage; die Schmerzen, welche langsam zerstörend an ihrem Lebensmarke nagten, nahmen zu; sie litt unaussprechlich; aber die Kraft und Standhaftigkeit, welche ihr die innige Liebe gab, machten es ihr möglich, ihre Leiden der ängstlichen Sorgfalt ihres jungen Gatten zu verbergen. Wenn er an ihrem Lager saß, sie liebevoll pflegte oder ihre

Hand in der seinigen hielt, schien die Kranke keine Schmerzen zu fühlen; sie heftete ihr mildes, halb erloschenes Auge auf ihn und war glücklich.

Oft, besonders in der letzten Zeit, als Nachtwachen nothwendig wurden, mußte Myllah bei der Pflege der kranken Herrin behülflich sein. Die Sanftmuth und Ergebung, womit sie ihre Leiden ertrug, die freundliche Dankbarkeit, mit welcher sie jeden geleisteten Dienst erkannte, vor Allem aber der Glaubensmuth der Leidenden, die öfteren brünstigen Gebete, wodurch sie die Kraft zur Ertragung ihrer Schmerzen von dem Herrn ersuchte — machten einen tiefen Eindruck auf das leidenschaftliche, leicht erregbare Gemüth der Schwarzen. Ellen bemerkte dieses und suchte durch manches liebevolle, fromme Wort die dunkle Seele der Sclavin mit dem Lichte des Glaubens zu erhellen. Myllah begann ihr hinsterbendes Opfer mit tiefer Reue zu betrachten. Stets dem augenblicklichen Impulse ihrer feurigen Natur folgend, ging sie von einem Extreme zum andern über, vom bittersten Rachegeföhle und Hass zur glühendsten Zärtlichkeit für die Herrin. — Gern hätte sie ihr Leben hingegeben, um ihr Verbrechen ungeschehen zu machen. Berthold's tiefe Bekümmerniß brach ihr das Herz. Tag und Nacht pflegte sie Mrs. Fawkes mit unermüdlicher Ausdauer. Biewohl alle Mittel vergeblich blieben, so flammerte sich Myllah mit verzweifelnder

Hartnäckigkeit an den Gedanken einer noch möglichen Rettung . . .

Endlich sank die Sonne von Ellen's letztem Leidestage, sie fühlte ihr Ende herannahen und starb so ungern.

Vor ihrem scheidenden, sehnächtigen Blicke lag eine schöne Zukunft entfaltet da. Jugend, Glück, Liebe verklärten ihr das Leben, das junge, frische Leben, welches sie nun verlassen sollte — und das Schwerste von Allem war ihr: die Trennung von Berthold. Brünnstig flehte sie um Abwendung der Gefahr — vergebens; sie mußte den bittern Kelch des Todes leeren — aber ein Engel des Herrn kam hernieder und stärkte sie. Sie ging hinüber sanft und mild, wie ihr Leben gewesen. Berthold hielt ihre Hand in der seinigen; nach und nach ward sie marmorkalt — entsezt blickte er ihr starres Auge an. — Vor ihm lag der entschlafene Engel, der sein Weib gewesen.

Bis zum letzten Augenblicke hatte er sich mit falschen trügerischen Hoffnungen betrogen.

Wenn ein Gut dieser Welt uns Alles ist, wir es mit den Armen unserer Liebe unauflöslich umflammert zu haben meinen, so wähnen wir: es könne uns nicht entrisen werden — Gott könne uns nicht das Theuerste nehmen — er müsse unser Flehen erhören — er könne dem verzweifelnden Angstrufe sei-

ner Creatur nicht widerstehen, uns nicht die Wunde schlagen, an der unsere Seele verbluten würde. Und gerade das Theuerste, Liebste, was unser Herz am festesten an diese Erde knüpft, ist das Nächste für seine strenge Vaterhand, das Nächste, welches er von unserer Seite nimmt, um uns von dieser Welt loszureißen — um den Blick des Pilgers von den Zelten der Reise nach der ewigen Stadt zu wenden . . .

Wenn nun der Schlag gefallen, dann ergreift den Geprüften eine wilde Verzweiflung oder eine dumpfe Betäubung, bis dem Gläubigen der Trost der Religion, dem Ungläubigen die Zeit — Balsam auf die Wunde gießt . . .

Berthold hatte sich bisher mit einem mangelhaften, oberflächlichen Glauben beholfen, so lange die alltäglichen Ereignisse seines Lebens nicht in sein innerstes geistiges Wesen eingegriffen hatten. Jetzt, wo er das liebste, langersehnte Gut nach kurzem seligen Besitze dem Herrn zurückgeben mußte, ergriff ihn ein wildes Widerstreben der menschlichen Natur gegen den Schmerz; nach und nach kam die Ruhe über ihn wie ein Friedensgruß der Geschiedenen. Der Gedanke an ihre fromme, gottergebene Ausdauer bis zum Tode erhob seine Seele auf Flügeln des Gebetes zu Gott. —

Myllah konnte den Schmerz ihres Herrn nicht ansehen. Der Tod ihres Opfers führte ihre grause

That mit allen Schrecken einer Reue vor ihr Herz, welche an der Vergebung verzweifelt.

Die Begriffe der Religion waren erst unvollkommen in ihr aufgedämmert und enthüllten ihr nur das Entsetzliche ihres Verbrechens und die Strafe des rächenden Gottes der Christen, ohne ihr den Hoffnunganker der Sündenvergebung zu zeigen.

Im wahnsinnigen Schmerze verließ sie das Haus und gelangte zu der Terrasse am Ufer des Meeres. Zum zweiten Male lehnte sie sich über das Geländer, um durch den verzweifeltsten Sprung in die kühle Fluth am Fuße des Felsens ihrem Leben ein Ende zu machen; und jetzt hörte sie kein Geräusch hinter sich, welches ihr Vorhaben störte, Ellen's weiße Gestalt nahete nicht durch den dunkeln Laubengang am Arme ihres Gatten — und die Schwarze stürzte von dem zackigen Felsen hinab in das blaue Meer.

Hoch empor spritzte das Wasser, dann schloß sich die Fluth über Myllah's versinkenden Körper; noch einmal kam sie auf die Oberfläche, die Lebenslust kämpfte noch einmal mit der Todesangst, dann sank sie von Neuem, und die bis zum Ufer sich vergrößernden Ringe auf der spiegelklaren Oberfläche des Meeres waren die einzige Spur ihres jähen Todes.

Nach wie vor brach sich mit süß monotonem Plätschern der weiße Schaum der Uferwelle am Gesteine.

Sechzehntes Kapitel.

Courteney, der leichtsinnige, gedankenlose Courteney, aber der offene, wohlwollende Mensch, der theilnehmendste der Freunde, eilte auf die erste Nachricht von dem schweren Verluste, welchen Berthold erlitten, herbei, um dem Unglücklichen Trost und Beistand zu gewähren. Berthold war nicht zu bewegen, die sterbliche Hülle seines geliebten Weibes zu verlassen.

Die Aerzte hatten ihre Krankheit zuletzt für einen Magenkrebs erklärt, durch die ähnlichen Symptome geleitet. Jetzt erschienen auf dem Antlitze der Leiche große bläuliche Flecken unter den Augen, die bald die Wangen überzogen. Man glaubte, daß die intensive Hitze schuld daran sei; oder vielleicht nahm die Krankheit in dem letzten Stadium den Character des häufig grassirenden Typhus an.

Am folgenden Tage ward ein schwarzer weiblicher Körper bei der Fluth auf den Strand des Hafens ausgeworfen. Die Fischer zogen den Körper der Ertrunkenen an's Land.

Courteney ging zufällig vorüber. Aus Neugierde trat er hinzu und erkannte auf den ersten Blick Mylah's Gestalt.

Jetzt erst bemerkte man in der Villa, daß die Selavin fehlte. Ein fürchterliches Licht über Ellen's Krankheit dämmerte in Courteney's Seele auf.

Wer malt Berthold's Entsetzen! — Seine düstere Ahnung bei genauer Erwägung aller Umstände gab ihm bald den Leitsaden in die Hand, um durch das dunkle Labyrinth des Schreckens den Weg zu der furchtbaren Wahrheit zu finden.

Nur zu klar ward es jetzt den Freunden, daß das lieblichste Wesen, die sanfte, fromme Ellen, an Gift gestorben, welches ihr die Eifersucht der Schwarzen gemischt hatte.

Jetzt klagte sich Berthold als die erste Ursache seines schmerzlichen Verlustes an. Sein Schmerz, zur Verzweiflung gesteigert, nahm einen dumpfen, fürchterlichen Character an, der seine Vernunft zu erschüttern drohte.

Ein Leiden, welches von Gottes Hand über uns verhängt wird, stimmt uns zu milder Trauer, während die Zerstörung unseres Glückes durch Menschen-

hand, gewaltsame und vorbedachte Bosheit uns aufreizt zu Haß und Rache

Courteney bewog seinen Freund, Havannah zu verlassen, sobald Ellen's Ueberreste zur Erde bestattet waren, um in dem abziehenden Einflusse einer weiten Reise die verlorene Ruhe wiederzufinden. Berthold ließ mit dumpfer Gleichgültigkeit mit sich geschehen, was der Freund für gut fand; auch er fühlte, daß es unmöglich für ihn sei, in Havannah zu bleiben, wo die Erinnerung an das Geschehene ihn zum Wahnsinn gebracht hätte.

Er überließ Courteney die Verwaltung seines Vermögens. Im Besitze des lange vergebens erstrebten Reichthumes war er jetzt ärmer, als je zuvor; er würde sein großes Vermögen als eine unnütze Last betrachtet haben, wenn er es nicht als Vermächtniß seiner Gattin mit dankbarer Behmuth geschätzt hätte. Bevor er Cuba verließ, beauftragte er Courteney mit der Sendung einer bedeutenden Summe an seine Mutter nach Rosenau. Zu Allem unfähig, überließ er dem Freunde die Mittheilung seines Schicksals an seine Familie und begab sich in die menschenleeren Einöden Nordamerika's. Die endlose Monotonie der Prairien durchstrich er theilnahmlos. Dann besuchte er die malerischen Felsenklüfte der Rocky Mountains, lebte eine Zeit lang in dem grandiosen Gebirge, fern von allem Verkehre mit Menschen, deren Anblick ihn

schmerzlich berührte, während die Natur mit ihrer Einsamkeit dem Leidenden wohl that. —

Jahre lang brachte er auf Reisen zu. Er bestieg die Vulkane der Anden, durchstreifte die Urwälder Brasiliens und dehnte seine Reisen selbst bis nach Asien aus. Stets gleichgültig, theilnahmlos von einem Orte zum andern wandernd, war sein Gemüth durch die Stürme des letzten Jahres gleichsam petrifizirt für alle geringern Eindrücke . . .

Wie über die versteinerten Pflanzen in den Schichten der Erde der Frühling, Herbst und Winter hingleitet, ohne sie zu verändern, — so verstrichen für ihn Jahre, Monate in stets wechselnder Scenerie und Umgebung, ohne seine von einem namenlosen Unglücke gedrückte Seele zu berühren.

Courteney's Sendung an Berthold Fawkes' Mutter erreichte niemals ihre Bestimmung; sei es, daß der Engländer die Adresse unrichtig geschrieben, oder daß die Professorin Willau Rosenau bereits verlassen und ihr Aufenthalt dort unbekannt war, kurz, der Brief gelangte nie zu ihr und kam nach langen Irrfahrten nach Havannah zurück.

Courteney hatte indessen den Garten der Erde, wie Cuba benannt wird, auch plötzlich verlassen, durch dringende Geschäfte nach Liverpool zurückgerufen. Der Geschäftsführer, welchen er für Berthold's Angelegenheiten in Havannah angenommen, hatte keine Ahnung

von der Thatsache, daß Mr. Sawkes früher einen andern Namen geführt. Aus diesem Umstande ist es zu erklären, daß die Professorin Willau seit der Anzeige von Berthold's Heirath nichts wieder von ihrem Sohne hörte. Ihre zahlreichen Briefe kamen von Havannah wieder zurück, mit den Worten darauf bemerkt: Nicht mehr dort anwesend. Ein natürliches Zusammentreffen, da Berthold dort nur noch unter dem Namen Sawkes bekannt war und sich schon lange auf Reisen befand.

Er blieb für seine Familie verschollen; man erklärte sich diesen traurigen Umstand mit der Vermuthung, daß ihn das gelbe Fieber oder der Typhus, wie so manche seiner Landsleute, in Havannah hingerafft hätte.

Siebzehntes Kapitel.

Verlassen wir jetzt, wie Berthold, Cuba's glühende Gestade nach der grauenvollen, im letzten Kapitel mitgetheilten Episode, aber nicht, um ihn auf seinen Reisen zu begleiten, sondern um von den gewaltsamen Erregungen in einem belgischen Landhause auszuruhen.

Die Schwester unseres Helden verfolgte nun schon seit mehreren Jahren den schweren Beruf der Gesellschafterin — schwer, weil er durchaus in seinen Functionen und Leistungen unbestimmt ist und hauptsächlich darin besteht, mit vollständiger Verleugnung des eignen Geschmacks zu jeder Stunde von fremden Launen, Wünschen, Anforderungen abzuhängen.

Anfangs erleichterte der Reiz der Neuheit Lianen die wunderliche Lebensweise in Chateau des Granges. Es war etwas so Fremdes, Anregendes für sie; Sidonie

de Meillan war entzückt von der Originalität ihrer sentimentalen kleinen Deutschen, wie sie Lianen nannte, verzog sie, entfaltete für sie ihre ganze gewinnende brillante französische Liebenswürdigkeit, so daß diese mit wahrer Bewunderung und Zuneigung sich Sidonien zuwandte. Allein sobald der Reiz der Neuheit sich im Laufe der Zeit verlor, fühlten Beide instinctmäßig, daß zwischen ihren Naturen kein tieferes Verständniß, die einzige Gewährleistung für die Dauer einer Freundschaft, obwaltete. Zudem war die Stiftsdame stets bemüht, Unkraut unter den Weizen zu streuen; jede Annäherung Sidonien's an ihre Nebenbuhlerin in deren Gunst, beobachtete sie neidisch und eifersüchtig, straste ihre Freundin mit trotzigem Stillschweigen oder tiefen Seufzern — Beides konnte Sidonie nicht ertragen. Das ewige Einerlei des Blumenmachens, der leichten französischen Lectüre, das Haschen nach Witz und Verstand in der einfachsten Unterhaltung, kurz die flägliche Oberflächlichkeit des ganzen Treibens im Hause ermüdete Diane endlich mehr, als es die angestrengteste Pflichterfüllung gethan haben würde.

Im Laufe des Sommers sah sie Wolken — eine ungewöhnliche Erscheinung auf dem vergnügten Gesichte der Mlle. de Meillan; sie ward still und launisch; plötzlich gab sie Befehl, die ganze untere Etage auszuräumen und die eleganten Möbel in ihre

besonderen Gemächer zu tragen. Sie ließ in dem Salon und Bissardzimmer nur die schlechtesten Stühle und Tische zurück und verlegte ihre Wohnung in das obere Stockwerk. Bald ward Lianen der Grund dieses Verfahrens klar.

Madame de Barennes, die ältere Tochter des Hauses, langte an; ihr Gemahl begleitete sie und ihre zwei Kinder, doch verließ er sie bald, um sich nach Paris zu begeben. Bald kam ein eleganter Offizier aus Brüssel, Mr. de la Vigne, in dem Liane den Verehrer der älteren Schwester Sidonien's nicht mehr verkennen konnte.

Mlle. de Meillan verhehlte durchaus nicht, daß Beide in Feindschaft lebten, sowie daß sie Alles that, um Marie Anne den Aufenthalt in Chateau des Granges zu verleiden. Madame de Barennes war die Lieblingstochter des alten Herrn, der jetzt seltner auf die Jagd fuhr, da sie das Talent hatte, ihn durch größere Aufmerksamkeit zu erfreuen, was Sidonie in ihrer Lebhaftigkeit und Vergnügungssucht oft versäumte; beide Töchter buhlten nun wetteifernd um die Gunst des Vaters und vermieden sich so viel als möglich. Eine Jede lud einen Kreis von Bekannten für längere Zeit nach Chateau des Granges, und die Gäste standen sich eben so feindlich gegenüber, als die Schwestern. Staunend, oft lächelnd, oft traurig sah Liane diese Komödie mit an; oft dinirten die feindlichen

Parteien in verschiedenen Zimmern, ohne mit einander zu verkehren; Madame de Barennes nahm den Saal mit den dürftigen Möbeln, Mlle. de Meillan thronte in ihren Gemächern im ersten Stocke. Madame de Barennes war eine zarte, schlanke Gestalt, nicht mehr jung, aber sanft und gewinnend, eine Frau der großen Welt — Sidonie sprudelnd, funkelnd von Geist und Lebhaftigkeit, rücksichtslos sich jedem Gefühle der Lust oder Unlust, der Neigung oder des Hasses hingebend.

Mr. de la Bigne, ein feiner Mann, schön und elegant, schien Lianen's Schönheit mit Wohlgefallen zu betrachten; mit Vergnügen bemerkte es Sidonie und begünstigte seine Vorliebe auf jede Weise, ohne Rücksicht auf das Unheil, das daraus entstehen konnte, wenn Liane nicht unempfindlich blieb.

Endlich verließ Madame de Barennes mit ihrem Gefolge des Granges, und ein monotoner Herbst und Winter folgte diesem Intermezzo. Mlle. de Meillan hatte einen neuen Plan gefaßt — um sich zu amüsiren, wollte sie Lianen verheirathen. Ein Angestellter des nahen Fleckens besuchte sie öfters; einst redete sie ihn über Tische folgendermaßen an: „Mr. Ville, man sagt mir, daß Sie zehn Tausend Franken Gehalt haben und noch keine Frau und sechs Kinder! — Aber das ist ja unerlaubt.“ Nach dieser Einleitung baute

sie in demselben Style weiter an dem Gebäude ihrer Wünsche für Lianen.

Der Winter wurde lang und langweilig; plötzlich kündigte Mlle. de Meillan ihren Entschluß an, sich für einige Zeit nach Paris zu begeben. Lianen's Herz frohlockte, denn sie hoffte heimlich, daß sie von der Reise sein würde. Davon war aber keine Rede. Der Aufenthalt daselbst sei zu kostspielig, zwei Damen mitzunehmen, sagte Sidonie, und die Stiftsdame müsse sie chapuoniren.

So reisten sie denn eines schönen frostigen Februardmorgens ab; Liane blieb ganz allein zurück. Mr. Lile kam, noch den Damen Lebewohl zu sagen. „Herr Lile,“ rief Sidonie, „ich empfehle Ihnen Mlle. Willau — Liane, ich empfehle Ihnen Herrn Lile, um sich zu unterhalten während meiner Abwesenheit!“ Lachend und winkend fuhr sie fort.

So war Liane nun in Chateau des Granges mit dem alten Baron ganz allein. Doch diesen sah sie selten. Er speiste auf seinem Zimmer; Mlle. Quinette, die allvermögende Wirthschafterin, verpflegte ihn. Sie haßte Lianen mit der Abneigung der Dienstleute gegen die bevorzugtere Gesellschafterin, und bitter empfand diese die kleinlichen Nadelstiche der Demüthigung und Vernachlässigung, welcher sie in der Abwesenheit ihrer Gebieterin ausgesetzt war.

Einsörmig und langsam schlichen die Wintertage

in dieser klösterlichen Abgeschlossenheit für sie dahin. Die französischen Zeitungen und Romane waren ihre einzige Lectüre; Spaziergänge im winterlichen Parke, Handarbeiten, Alles versuchte sie, um die endlosen Monate auszufüllen; aber die Einsamkeit und Monotonie war zu groß, die Tage zu lang; sie versank in Lebensüberdruß, und doch mußte sie aushalten, denn die bittere Noth hielt sie zurück, sowie die stets weiter sich verschiebende Hoffnung der Rückkehr ihrer Gebieterin.

Diese Lebensart, ohne Freuden und Leiden, ohne befriedigende Gegenwart oder bessere Aussichten in die Zukunft, farblos einerlei, die flachste Prosa des Alltagslebens in drückender, abhängiger Lage, drückte ihr glücksbedürftiges junges Gemüth tief danieder. Ein großes Unglück hätte sie vielleicht in ihrem Inneren gehoben und entwickelt, sie wäre geläutert und veredelt aus der Trübsal hervorgegangen, in welcher ihre Dichterseele einen harmonisch schwermüthigen Anklang gefunden hätte. Aber ihr, wie den Meisten, war das beschieden, als Schule des Lebens gerade das für ihre Individualität Schwerste, Unerträglichste zu erdulden und darin Geduld und Selbstverleugnung — Ergebung in einen höheren Willen zu lernen.

Die tiefste Melancholie bemächtigte sich ihrer und lag wie ein moralischer Alp auf ihrer Seele; sie kämpfte, weinte, betete in der Stille der schlaflosen,

kummervollen Nächte; Niemand in Chateau des Granges kümmerte sich um sie. Endlich ward sie krank; da fand sich ein mitleidiges Stubenmädchen, welches sie pflegte, mit ihr sprach, und gern unterhielt sie sich mit dem einfachen, ungebildeten Geschöpfe — es war eine Abwechslung.

Aber Alles nimmt ein Ende, auch Mlle. de Meillan's Pariser Aufenthalt; schon war der Frühling weit vorgeschritten, als der Reisewagen in den Hof fuhr. Liane war so selig in der Erwartung, um wieder mit Menschen zu verkehren, daß sie in Freundenthänen ausbrach und vor Bewegung kaum Worte des Willkommens finden konnte.

Sidonie war vergnügter, als je; entzückt von Paris, entzückt von Louis Philipp, obgleich im Herzen eine eifrige Legitimistin, ließ sie sich den Usurpator, wie die Partei Henri V. Louis Philipp damals bezeichnete, gern gefallen, denn die Feste der Tuilerieen hatten sie unterhalten.

Sie verstand Lianen's Bewegung bei ihrem Wiedersehen gar nicht. — „Was haben Sie nur!“ rief sie erstaunt, „ich glaube gar, Sie weinen — eine kleine Rückkehr zur deutschen Sentimentalität; warten Sie, wir werden Sie schnell davon heilen, ich habe Ihnen einen neuen Hut mitgebracht, der Ihnen allerliebste stehen muß, und Herr Ville, wie weit sind Sie gekommen, wann ist die Hochzeit?“

So plauderte sie fort; Liane gab sich nicht die Mühe, ihr einen Seelenzustand zu erklären, für welchen sie nun einmal kein Verständniß hatte.

Die alte Lebensweise begann wieder, man machte Blumen von Papier, spielte Billard, fischte Krebse und fuhr spazieren.

Der Mai schmückte Chateau des Granges mit seinen Frühlingsgaben; eines Morgens sah Liane befremdet Mlle. de Meillan und Frau von Marguin eifrig beschäftigt, ein steinernes Bild der Mutter Gottes, welches seit Jahren ziemlich unbeachtet in einer Nische des Hausflurs gestanden, mit Gewändern von Seidenstoff, Geschmeide und Papierblumen zu schmücken. Sidonie erklärte ihrer keizerischen Gesellschafterin, daß der Monat Mai der Madonna und ihrer Verehrung ganz vorzüglich gewidmet sei und sie deswegen ihr Bild bekleide. Bald sah Liane die beiden Damen und ihren ganzen Hausstand alle Morgen knieend ihre Gebete vor der geputzten Madonna verrichten. Sie schwieg, aber ihr Blick verrieth Erstaunen, als sie vorüberging. Die betende Versammlung schien sich über ihre Gleichgültigkeit zu scandalisiren; die Gutmüthigsten betrachteten sie mitleidig, wie eine ungläubige Verlorne.

Später leitete Sidonie selbst das Gespräch auf diesen Gegenstand. „Wie ist es möglich,“ sagte sie, „daß ein weibliches Wesen nicht mit wahrer Sym-

pathie die Verehrung der Madonna betrachtet; ist sie nicht die höchste Blüthe und Ehre unseres Geschlechtes?"

"O ja," entgegnete Liane, "ich verehere die Mutter des Heilandes als eine heilige, hochgesegnete Frau, das erhabenste Vorbild der Frauen, aber ich bete sie nicht an, denn sie ist doch nur ein menschliches, kein göttliches Wesen, und Gott allein gebührt Anbetung!"

"So halten Sie unsern Madonnendienst für Götzendienst!" rief Sidonie empört. "Können Sie denn Verehrung und Anbetung nicht unterscheiden? Wir beten das gepugte Bild nicht an, sondern wir knüpfen daran nur die Idee der Heiligkeit und hoffen auf die Fürbitte der Mutter Gottes; kann es denn etwas Schöneres und Trostreicheres für ein Frauenherz geben, als diese Vermittlung?"

"Wozu eine Vermittlung? Können wir nicht unmittelbar unser Gebet an Gott richten, und dürfen wir nicht hoffen nach Seiner Verheißung, daß auch ohne Fürbitte der Heiligen es Sein Ohr erreicht? . . ."

"Ach, die Deutschen sind zu metaphysisch für ihren Glauben — keine Poesie, keine Ausschmückung dulden sie," erwiderte Mlle. de Meillan — "wir sind nun einmal halb Geist, halb Körper, warum nicht durch Anregung der Sinne, durch Form, Ceremonieen, Musik u. s. w. auf den Geist einwirken? Doch

lassen Sie uns nicht streiten," fuhr sie fort, „ich weiß es schon. Ihr kalter, analysirender, secirender Protestantismus ist jeder Bekehrung unzugänglich. Ich gab Sie längst auf." Hiermit endete Sidonie ein für allemal ihre Bekehrungsversuche.

Der Sommer brachte Abwechslung. Die Familie Meillan stammte aus Frankreich und zählte viele Verwandte in der Partei des Faubourg St. Germain. Mehrere ganz interessante Repräsentanten des ancien regime kamen zum Besuche nach Chateau des Granges. Henry V., den sie stets „den König" nannten, war der Lieblingsgegenstand der Gespräche; seine Chancen, seine wahrscheinliche Thronbesteigung im Laufe der Zeiten, von welcher sie allein die Ruhe Frankreich's erwarteten, war für sie unumstößlich, wie ein Glaubensartikel der Zukunft.

Unter den Gästen fühlte Liane ein besonderes Interesse für die jugendliche brustleidende Gräfin von Saintillac, die von ihrem langweiligen alternden Gatten auf den Händen getragen wurde. Ihre Pflege schien sein Lebenszweck, ihr Anblick seine Wonne, die Hoffnung, seiner mit ihm aussterbenden Familie durch sie einen Erben zu geben, ein neues, unerwartetes Glück des längere Zeit kinderlosen Paares. Virginie de Saintillac ward bald der Mittelpunkt des geselligen Kreises; wenn sie mit mächtiger, klangvoller Stimme italienische Lieder sang und ihre sanften, lichtblauen

Bier Lebenswege.

Mondscheinaugen dabei gen Himmel richtete, bezau-
berte sie Alles. Liane sang Duette mit ihr und ge-
wann bald das Herz der reizenden Frau, die stun-
denlang mit ihr in den schattigen Alleen des Parks
spazierte. Liane bemerkte mit Theilnahme, daß Vir-
ginie die Pflege und Liebe ihres Gatten mit auffal-
lender Gleichgültigkeit empfing. Eine solche Ehe schien
ihrem deutschen Sinne ein großes Unglück. Virginie
hingegen war ganz zufrieden; ihre zarte Gesundheit
bedurfte der Pflege und Schonung, Mr. de Saintillac
gewährte ihr jeden Wunsch, lebte mit ihr in Italien
oder Paris, gleichviel, und was verlangt das Herz
einer Französin mehr?

Ungern sah Liane die interessante Frau scheiden.
— Wenige Monate später war sie nicht mehr; sie
starb in den Armen ihres trostlosen Gemahls, der
ihren Sarg polstern ließ — um sie noch im Tode
vor jeder rauhen Berührung zu schützen. Der Winter
kam mit seiner gewohnten Monotonie; immer schwerer
zu ertragen ward für Liane das Leben ohne Gehalt,
ohne Pflichten, ohne Ernst und wahre Freude. Es
war ein stetes Jagen nach Vergnügen, nach dem
Neuen und Pikanten.

„Seien Sie doch amüſant!“ rief Sidonie, „wenn
sie, Abends im Lehnstuhle liegend, die Füße auf das
Kaminitter setzte und in die Flamme schaute, nach-

dem Journale und Romane den Tag über sie beschäftigt hatten. Erzählen Sie mir ein Märchen."

"Ich weiß keines auswendig," entgegnete Viane.

"Nun, so erfinden Sie ein neues."

Bald wurde eine Comödie einstudirt, kam aber nie bis zur Aufführung. Endlich reiste Sidonie nach Mons, und Viane blieb wieder allein zurück in der nun klösterlichen Einsamkeit des Chateau des Granges.

Der Frühling kam und mit ihm Sidonie. Vianen's Erstaunen war groß, als mehrere Monate später M^{lle}. de Meillan in einer traulichen Abendstunde ihr das überraschende Geständniß machte, daß sie Braut sei, und zwar die Braut ihres Vetter's, des noch vor Kurzem so trostlosen Wittwer's, Grafen Saintillac. Viane konnte nicht umhin, zu lächeln, wenn sie an den Contrast dachte, welchen die erste, ätherisch-zarte Gemahlin des Grafen zu seiner zweiten Außerkeorenen bildete, sowie daß die corpulente, lustige Sidonie seinem Eheglücke eine solidere Basis gewährte.

Ihr Aufenthalt in Chateau des Granges konnte also kein längerer mehr sein, und mit Besorgniß sah Viane von Neuem in ihre ungewisse nächste Zukunft hinaus.

Achtzehntes Kapitel.

Ein scharfer Ostwind pfiff in den Straßen der Metropolis und trieb dichte Schneewolken vor sich her. Durch die Stille der Nacht verkündeten die Thurmuhren ein Uhr nach Mitternacht, als plötzlich die Straßen lebendig wurden.

Der Ball bei dem französischen Gesandten war zu Ende; nach allen Richtungen der Stadt eilten die Equipagen der vornehmen Welt, um die Theilnehmer des Festes ihrer späten Nachtruhe zuzuführen. Seit ein bis zwei Stunden schon hatten die Kutscher und Pferde in der eiskalten Nacht vor dem hell erleuchteten Hôtel des ersehnten Endes der Lustbarkeit geharrt, und erstarrt vor Kälte flogen die dampfenden Pferde jetzt durch die beschneiten Straßen pfeilschnell dem warmen Obdache zu.

Donnernd rollte jetzt auch die Equipage der Gräfin Norteck in das Fahrthor ihres eleganten Hauses; die junge Frau eilte leichten Schrittes und heiter die mit Teppichen belegten Treppen hinauf zu ihren Zimmern.

So ermüdet die kleinen Füße von dem Tanze auch waren, so vergnügt schien die Gräfin; ihre leuchtenden Augen, die glühenden Wangen zeugten von der fröhlichen Aufregung eines im Rausche der Weltfreuden verlebten Abendes.

Obgleich an Weihrauch und Befriedigung der Eitelkeit gewöhnt, hatte sich Alsta selten so trefflich unterhalten als heute, selten solche Triumphe gefeiert — selten so ihre Nebenbuhlerinnen verdunkelt; sie war der Stern des Abendes gewesen, und noch schwelgte sie im Nachgenuße.

An der Schwelle ihres Vorzimmers kam der Gräfin die Wärterin ihres zweijährigen Sohnes entgegen. Ihre bestürzte Miene erschreckte die Gräfin, ein kalter Schauer überlief sie.

„Mein Gott, was giebt's,“ rief sie athemlos — „ist Hugo unwohler geworden?“

„Ach, gnädige Gräfin,“ erwiderte die Wärterin, „der Kleine ist recht schlimm, ich sagte es schon, als Frau Gräfin fortfuhren, daß er gar nicht wohl sei und wir wohl nach dem Doctor schicken müßten. Frau Gräfin meinten aber, es sei nur ein Schnupfen

und hätte nichts zu bedeuten, und kaum waren Sie fortgefahren, als es schlimmer mit ihm wurde — jetzt sieht er sich gar nicht mehr ähnlich; ich glaube, es ist die Bräune!“

Asta flog an das Bettchen ihres Kindes — da lag ihr einziger Sohn, ihr Liebling, mit weit offenen Augen, die kleine Brust hob sich schnell und fieberhaft, die Händchen zuckten krampfhaft. Sie ward leichenblaß, ihre Kniee bebten.

„Aber, Martha!“ rief sie in vorwurfsvollem Tone, „warum hast Du nicht zum Arzte geschickt?“

„Frau Gräfin meinten ja, als Sie fortfuhren, es hätte wohl Zeit bis morgen früh — so von mir selbst durfte ich es nicht thun und dachte immer, Ew. Gnaden würden viel früher nach Hause kommen.“ —

Asta hörte die Entschuldigungen der Wärterin nicht mehr, sie riß an dem Schellenzuge, und wenige Augenblicke später eilte ein Diener durch die öden Straßen nach dem Hause des Arztes.

Athemlos harrte die Gräfin seiner Ankunft; immer lauter und angstvoller holte der Kleine Athem — er schien zu ersticken; Asta konnte den Anblick seiner Qual nicht ertragen, sie eilte an das Fenster und zählte die Minuten bis zu der erschnittenen Ankunft des Arztes. Eine Viertelstunde war verflossen; es war weit bis zu seiner Wohnung, er mußte geweckt, seine Pferde angeschirrt werden, so schnell durfte sie ihn

nicht erwarten. Vergeblich lauschte sie, kein Wagen rollte daher — todtenstill war und blieb es draußen, die beschneieten Dächer und Schornsteine blinkten im kalten Mondlichte, der Sturm heulte und trieb dicke Schneewolken gegen die Fenster; so weit die Späthende sehen konnte, war Alles dunkel, alle Lichter erloschen; in tiefem Schlummer ruhten die Glücklichen und Leidenden, die rastlos Thätigen, die Müßigen — die noch vor Kurzem so frohe junge Frau beneidete sie Alle — denn wer ermißt die Qualen, welche die Minuten banger Erwartung zu Stunden dehnten — nur ein Mutterherz vermag es. Noch eine Viertelstunde verstrich; jetzt schlug es halb zwei Uhr. Alsta kehrte zu dem kranken Kinde zurück.

Da traf ihr Blick von ungefähr den ihr gegenüber befindlichen Spiegel; ihr eigenes Bild im hellblauen Seidenkleide mit dem weißen Rosenkranze in den dunkeln Locken am Bette des sterbenden Kindes starrte sie an wie ein grausamer Spott, ein treffender Vorwurf! . . .

Entsetzt riß sie den Blumenkranz aus den Haaren und verdeckte mit einem dunkeln Tuche den schimmernden Ballpuß.

Da vernahm sie ein dumpfes Rollen, es kam näher, der Wagen des Doctors hielt vor dem Hause.

Die unglückliche Frau eilte dem Manne entgegen, von dem sie die Rettung ihres Lieblinges hoffte.

Athemlos hing sie an seinem Blicke, als er mit kaltblütiger Ruhe den kleinen Patienten betrachtete.

Seine bedenkliche Miene, das Schütteln des Kopfes war ein böses Omen.

„Um Gotteswillen, Herr Hofrath!“ rief Asta, „sagen Sie schnell, wie finden Sie Hugo? Ist Hoffnung da?“

Der Arzt zuckte die Achseln: „Es ist die Bräune, Frau Gräfin,“ sagte er. „Der Fall ist bedenklich, das kann ich Ihnen nicht verhehlen; die Krankheit ist schon zu sehr ausgebildet — mein Gott! warum schickten Sie nicht früher zu mir?“

Eilends verschrieb der Doctor die nothwendigen Mittel. Alles wurde angewendet, den Kleinen zu retten, umsonst, es schlug nicht an.

„Zwei Stunden früher!“ rief der Arzt, als er unruhig auf und ab ging und die Wirkung seiner Mittel erwartete. „Zwei Stunden früher, und ich hätte ihn retten können, jetzt ist es zu spät!“

Asta kniete verzweiflungsvoll an dem Lager ihres Kindes und verfolgte jede Bewegung desselben. —

Da fiel der erste Strahl der kalben winterlichen Morgendämmerung in das Zimmer, heftiger zuckte der Kleine, lauter röchelte seine kleine Brust, er heftete sein brechendes Auge — nicht auf die Mutter — er streckte sein kleines Händchen zum letzten Male nach seiner treuen Wärterin aus, und Alles war vorüber.

Alta hatte nie eine Leiche, einen Sterbenden gesehen; als der Athem aufhörte, die Augen starr wurden, Marmorkälte und Todesblässe das Angesicht ihres kleinen Hugo überzog, glaubte sie, er ruhe bloß; und als der Arzt das Wort aussprach: „Er ist todt! . . .“ da faßte sie das Kind in ihre Arme, wollte es erwärmen, in's Leben zurückrufen . . . Das Schooßkind des Glückes, dem Alles lächelnd entgegenkam, sie, der seit Jahren die Freude ungetrübt geblieben, konnte den Gedanken des Schmerzes — des Todes so schnell nicht fassen. Als aber die fürchterliche Gewißheit ihres Unglückes mit langsamer kalter Hand sich an ihr freudegewohntes Herz anlegte, da war sie der Verzweiflung nahe; der Schmerz ward noch geschärft durch das Bewußtsein, durch Fahrlässigkeit an dem Tode ihres einzigen Kindes Schuld zu sein und in dem bitteren Verluste eine Strafe ihres Leichtsinnes zu finden.

Das Glück hatte sie so sicher gemacht; vergessen wir nicht gar zu leicht bei unserer Wanderung über die Erde — diesen großen Friedhof der vergangenen und kommenden Geschlechter — daß die Blumen am Wege die Gräber unserer Gefährten und unser eigenes zukünftiges verdecken, bis ein frisch gegrabener Erdhügel zu unserer Seite mit schmerzlicher Mahnung uns daran erinnert! . . .

Alta hatte nicht glauben wollen, daß Hugo's

Unwohlsein mehr sei, als eine leichte Erkältung, als sie Martha darauf aufmerksam machte. Ihr sanguinischer Lebensmuth glaubte sich über das Unglück erhaben. Schrecklich war das Erwachen aus dem Traume des Glückes zu dem ersten bitteren Schmerze!

Wo war ihr Gemahl, der Vater des eben verchiedenen Kindes? Mit der Morgendämmerung kehrte auch er nach Hause zurück, nachdem er die Nacht am Spieltische im Clubb zugebracht hatte. Er war bleich und seine Züge verriethen die Aufregung; aber Zufriedenheit sprach aus seinen Blicken, denn er hatte einen bedeutenden Gewinn gemacht! . . .

Die Schreckensbotschaft erreichte ihn auf der Treppe — verstört trat er in das Zimmer. Vor ihm lag die Leiche seines Erstgeborenen. Die trostlose Mutter kniete am Bettchen, aufgelöst in namenlosen Schmerz.

Graf Mordeck war nicht ganz ohne Gefühl; alle leichtsinnigen Menschen pflegen gutmüthig zu sein. Auch er war auf das Tiefste ergriffen. Zum ersten Male nach langer Zeit blieb er den ganzen Tag über zu Hause, tröstete seine Gattin und theilte ihren Schmerz.

Sein verlornes Kind war noch zu klein; er hatte es zu wenig gesehen, um den Verlust in seiner ganzen Bitterkeit zu empfinden. Dennoch betrühte ihn der

Tod seines Erstgeborenen und Stammhalters, früher der Gegenstand seiner heißesten Wünsche.

Nach wenigen Tagen aber ward ihm der Druck dieses häuslichen Kummerß unerträglich. Ungewohnt, dem Ernste des Lebens in's Auge zu sehen, ermüdet von den fruchtlosen Bestrebungen, die stets von neuem strömenden Thränen seiner Frau durch vernünftige Trostgründe zu trocknen, fühlte er das unabweisliche Bedürfniß, sich zu zerstreuen. Nachdem er Alsta ernstlich ermahnt, sich nicht dem Schmerze zu sehr hinzugeben, sich auch gewaltsam zu erheitern, eilte er aus dem Hause der Trauer in eine ihm homogenere Atmosphäre und fand bald, was er bedurste.

Alsta hingegen wollte sich nicht trösten lassen; sie vergrub sich gleichsam in der Tiefe ihres Kummerß — sie horchte auf die Stimme des erwachenden Gewissens — sie haßte jetzt die Welt — die Freuden. Sie wollte eine andere, ernstere Lebensweise beginnen — wie könnte sie nur wieder froh werden nach dem, was sie gelitten. So dachte sie bei sich; nein, es war unmöglich — nimmermehr!

Die Einsamkeit, in welcher sie sich befand, beförderte diese Vorsätze, denn nur selten und auf wenige Augenblicke kam eine ihrer Freundinnen aus der großen Welt in das Haus des Schmerzes. Die instinktive Scheu dieser Damen vor jeder Mahnung an

Tod, Leiden und Ende entfernte sie aus Asta's sonst so gesuchter Nähe.

„Eben komme ich von einem recht peinlichen Besuche!“ rief Frau von Zyrinska, als sie, in Pelze gehüllt, in der elegantesten Morgentoilette in einen Kreis junger Frauen trat, welche bei der Geheimen Legationsrätthin Gräfin Arsson versammelt waren, um über aufzuführende Tableaux zur Feier des Geburtstages der Prinzessin Therese zu berathschlagen.

„Gottlob, daß es überstanden ist!“ fuhr sie fort — „ich kenne nichts Peinlicheres, als Condolenz-Besuche. Meine Nerven sind zu delicat; ich vermag den Anblick des Schmerzes nicht zu ertragen, und die arme Morteck ist wirklich inconsolabel über den Tod ihres Kindes.“

„Es ist auch ein recht trauriger Fall,“ sagte die Legationsrätthin, welche keine Kinder hatte; „besonders da es der einzige Sohn war. Die arme Morteck! Wie vergnügt sie noch auf dem letzten Balle bei dem Marquis . . . tanzte. Doctor D . . . sagte mir, sie hätte den Tod ihres Kindes durch Aufschub und Fahrlässigkeit zum Theil selbst verschuldet. Nun, leichtsinnig genug ist sie dazu . . . Ich will doch morgen auf einen Augenblick zu ihr fahren.“ —

„Die arme, arme Frau!“ rief die Baronin von

Bilsendorf, welche mehrere Kinder hatte — „Gott, wie schnell ein solches Unglück hereinbrechen kann, und gerade, wenn sie schuld daran ist, so muß sie doppelt leiden; ich will gleich zu ihr . . .“

„O, nicht doch! Frau von Bilsendorf, ich bitte!“ unterbrach sie die Geheime Legationsrätthin lebhaft; „erst müssen wir mit unserer Berathung, die Tableaux betreffend, in Ordnung sein; es ist ja der Zweck dieser Versammlung.“

Erleichtert wandten sich die Damen von dem ernstesten, unwillkommenen Gegenstande ihrer Unterhaltung zu dem neuen Thema.

„Sie also, liebe Frau von Zyrinska, wollen die heilige Magdalena von Guido Reni darzustellen übernehmen; ich habe schon das enganschließende Untergewand von blauem Stoffe für dieses Costume bestellt . . .“

„Wie!“ rief Frau von Zyrinska erschrocken, deren geistige Fähigkeiten etwas hinter ihrem hübschen Aeußeren zurückgeblieben waren — „wie sagten Sie, Gräfin Arsson, ein enganschließendes Kleid? — Gott, das trägt man ja gar nicht mehr! Haben Sie das wohl bedacht? Zudem blau, doch nicht dunkelblau? Die Farbe kleidet mir gar nicht; sie macht mich zu blaß . . .“

„Wenn Frau von Zyrinska die Magdalena im Steifrocke nach der jetzigen Mode darstellen will,“ entgegnete die Legationsrätthin mit ihrer gewohnten Fro-

nie, „so müssen wir, fürchte ich, auf ihre Mitwirkung verzichten. Was die blaue Farbe anbelangt, so kann ich sie über den nachtheiligen Effect derselben vollkommen beruhigen, da die Schminke nicht gespart zu werden braucht.“

Frau von Zyrinska erröthete vor Aerger und fügte sich schweigend. Die versammelten Damen waren unerschöpflich in der Unterredung über diesen reichen Stoff. Zwei Stunden verstrichen unversehens, und keine theilnehmende Freundin fand eine Viertelstunde der kummervollen Asta zu widmen. Sie hatten noch so viel zu thun — die Costume zu besorgen, die Stellungen einzustudiren u. s. w.

So verlebte Asta die ersten Wochen nach ihrem schweren Verluste einsam, verlassen von aller Welt.

Ihr Cabinet war nun still und öde, wo sie so manche müßige Morgenstunde, sonst mit ihrem rosigen, blühenden Kinde verträndelt hatte. Dort auf der Console lag noch die Trompete, deren schriller Ton den kleinen Hugo noch am Tage vor seinem Ende entzückt hatte; dort sein grauer Castorhut mit Federn, der den prächtigen Knaben so allerliebste kleidete. Mit wehmüthigem Gefühle und reichlich hervorquellenden Thränen betrachtete Asta diese schmerzlichen Erinnerungen an ihr verlornes Glück, und wollte diese kostbaren Reli-

quien nicht aus ihrem Zimmer entfernen — umgeben von dem raffinirtesten Luxus hatte sie nur Augen dafür.

Zum ersten Male fühlte sie die Leere ihres Lebens. Das unbefriedigte Herz, bisher durch den glänzenden Taumel von Besuchen, Diners, Theater und Weihrauch der Bewunderung betäubt und abgespeist, erhob seine Anforderungen, und sie erwachte zu dem peinlichen Bewußtsein des Alleinstehens.

Jetzt fühlte Asta, daß ihr Gatte nicht der Gefährte ihrer Leiden, sondern nur der Theilnehmer ihrer Freuden war; denn für ihn hatte schon wieder der gewohnte Kreislauf seines Lebens begonnen, mit dem Besuche der Clubbs und diplomatischen Diners, wenn er auch Anstands halber Bälle und Theater noch mied.

In den Tagen der ungewohnten Abgeschiedenheit tauchten vor Asta's Seele die Erinnerungen der Kindheit auf; die Erwartungen, der Jugendmuth, mit welchem sie in das bewegte Leben eingetreten — und schon jetzt, nach drei Jahren, fühlte sie sich getäuscht in ihren liebsten Erwartungen, tiefgebeugt und allein!...

Da stand die Gestalt ihrer Jugendfreundin vor dem Gedächtnisse ihres Herzens, wie sie einst alle kleinen Freuden und Leiden ihrer Kindheit treu mit ihr getheilt hatte, und sie sehnte sich nach Lianen . . .

Im Glücke hatte sie ihrer nur oberflächlich gedacht; jetzt machte sie sich Vorwürfe darüber . . .

„Liane wird zu mir kommen,“ sprach sie, „wenn ich ihr schreibe, daß ich unglücklich bin, wenn ich sie darum bitte.“

Und Alsta setzte sich an den zierlichen Schreibtisch von Jacarandaholz, geschmückt mit allen den kleinen Ueberflüssigkeiten, welche das nothwendige Schreibmaterial der Dame comme il faut bilden. Umrankt von üppigen Schlingpflanzen, erschien der Tisch in einer Laube versteckt. Die in Trauerkleider gehüllte Gestalt der jungen Frau contrastirte seltsam mit dem sie umgebenden Luxus und Glanze. Rasch flog ihre goldene Schreibfeder über das satinirte, Moschus duftende Papier, um die lange vergessene Jugendfreundin zur Theilnehmerin ihres Kummerß herbeizurufen . . .

Ende des ersten Bandes.



Druck der G. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

Vier Lebenswege Bilder aus dem Skizzenbuche eines Dilettanten

Bd.: 1

Leipzig 1855

P.o.germ. 1977 I-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128050-0